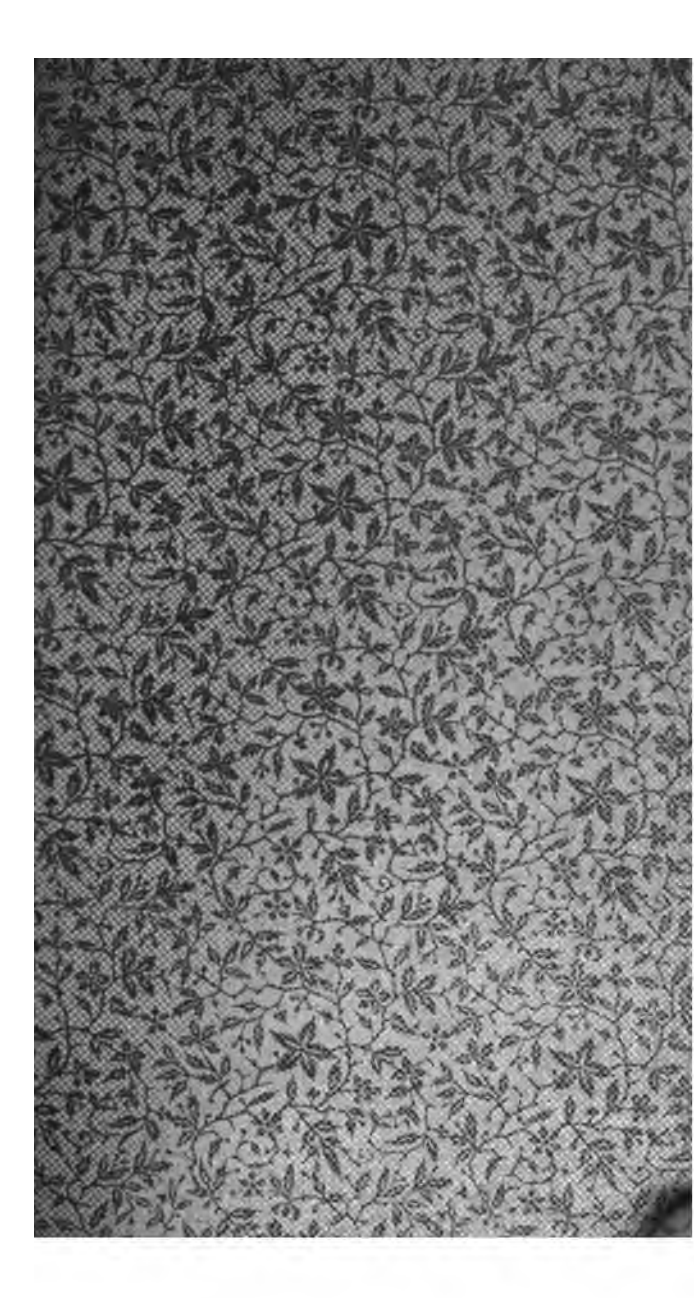










Iris.

Neueste Schriften für
Geist und Herz,

von
C. A. F. Luther.

Eine Festgabe für Gebildete.



Hamburg.
Bei B. S. Berendsohn.

1 8 3 9.



I.

Gedichte.



Widmung.

Blüthen aus des Lenzes Weihestunden,
Blumen, aufgeblüht im Morgenschein,
Hab' ich in der Musen stillem Hain
Ahnungsvoll in diesen Kranz gewunden.

Noch ist nicht der Lieder Kunst entschwunden!
Auf des Pindus Höhen nicht allein, —
Heimisch in des Busens heil'gem Schrein
Wohnt sie, mit dem Leben eng verbunden.

Nehmet drum, ihr holden deutschen Frauen
Und ihr edlen Männer deutscher Gauen,
Nehmet huldreich auf der Muse Sang!

Deutschen Herzen darf ich ja vertrauen, —
Und gefällt Euch meiner Laute Klang,
So erfreut auch mich Eu'r Blumendank!



Das Geheimniß.

Am Baches Rand ertönten süße Lieder,
Wie Morgenweh'n, aus sehnsuchtsvoller Brust;
Die Töne schwebten säuselnd auf und nieder
In Harmonieen, mir noch unbewußt.

Was ich empfand, noch hatt' ich's nie empfunden:
Die Zukunft reichte mir die Götterhand!
Dem Nebelthal der Gegenwart entschwunden,
Enthüllte sich dem Blick ein Wunderland.

Im Herzen glüh'te neue Lebenswonne;
Vom Hauche süßer Himmelsruh entzückt,
Begrüßt' ich freudevoll die Morgensonne,
Die mild in ihrem Glanze mich beglückt.

Noch wußt' ich nicht, wie mir geschah. Ich fühlte
Auf meiner Wange einen Feuerkuß:
Es war ein Hauch, der unter Rosen spielte, —
Es war der Liebe stiller Geistesgruß!

Sängerglück.

Fröhlich unter Rosenbüschen,
Sonder Trauer, sonder Harm,
Sing' ich wenn der Morgen dämmert,
Stets mein Zitherspiel im Arm.

Singe, wenn im Mondenschimmer
Leichter Elfen Tanz beginnt,
Bis der Wonneklang der Saiten
Mit des Mondes Licht zerrinnt.

Und so sing' ich manche Stunde,
Weil mein frommer Sang gefiel,
Und im Zauberkreis die Elfen
Lauschten meinem Zitherspiel;

Weil in diesem Zauberkreise
Laura's Liebe mich beglückt,
Wenn mit seelenvollem Auge
Sie auf ihren Sänger blickt.

Fröhlich unter Rosenbüschen,
Sonder Trauer, sonder Harm,
Sing' ich von dem Glück der Liebe,
Stets mein Zitherspiel im Arm.

Lebensmuth.

Verstummet ihr Klagen!
Der rüstige Held
Durch muthiges Wagen
Erringet die Welt.
Es winkt in der Ferne
Dem Kühnen das Glück,
Drum lächeln die Sterne
Mit günstigem Blick.

Auf grünenden Matten,
Wo's Sonnenlicht glänzt,
In kühlendem Schatten,
Von Rosen umkränzt,
Da jubelt die Freude
In Freiheit und Lust,
Da kämpft mit dem Leide
Nicht ferner die Brust.

Drum fröhlich in's Weite,
In's fernere Land,
Gerüstet zum Streite
Die Leier zur Hand!
Den Sänger durchglühet
Der Musen Gesang,
Und muthig entfliehet
Er jeglichem Zwang.

Sehnsucht.

Der Frühling naht, und frohe Lieder
 Erwachen in des Sängers Brust —
Der Sehnsucht Wonne regt sich wieder,
 Wie einst, mit froher Jugendlust.

Von ferne winkt in Blüthenräumen
 Ein kaum geahntes schönes Ziel,
Wie's oft in süßen, sel'gen Träumen
 Entzückt das schlummernde Gefühl.

Kennst du den Pfad nach jenen Höhen,
 Umgrenzt vom reinsten Morgenstrahl,
Fühlst du der Lüfte mildes Wehen
 Aus jenem Blumenreichen Thal?

O, zaudre nicht, mein Herz, und fliehe
 Des Nordens winterliche Flur,
Daß noch einmal die Brust erglühe
 Vom Maienkusse der Natur.

Der Pilger am Rhein.

Frei und ledig, ohne Sorgen,
Wall ich froh hinab den Rhein,
Schon an meines Lebens Morgen
Mich der schönen Welt zu freu'n.

Denn nur wenig sind der Stunden,
Die der Sonnenzeiger beut;
Kränze, die wir heut' gewunden,
Raubt uns morgen schon die Zeit.

Hurtig drum zur Aganippe,
Zu der gelben Tiber Strand,
Meidend jeder Hemmung Klippe,
Eil' ich fort in's Wunderland.

Der Alpen-Circus.

Vor meinem Blick die welsche Blumenerde,
Tief unter mir ein lächelnd Paradies,
Und fern und nah des Sennen muntre Heerde,
O, Gott, wie lieblich ist doch deine Erde,
Wie ist des Lebens Wonne doch so süß!

Hier fühlt der Geist sich frei auf diesen Höhen;
Umwogt vom reinen blauen Aethermeer,
Auf diesem Wolkensteg entzückt zu stehen,
Hoch über'm Blitz die Welt zu übersehen:
Nein! solch Entzücken giebt es nirgends mehr!

Phantasie,

bei Durchwandrung der Ruinen Pompeji's.

Auf der Vorwelt stillem Aschenhügel,
Wie auf hingewelkter Lilien Kranz,
Schwebt die Gegenwart mit raschem Flügel,
Keimt der Lenz mit jugendlichem Glanz.

Diese Blumen, diese süßen Düfte,
Die des Maies Veilchenodem webt,
Wuchern, wo durch aufgeriss'ne Grüfte
Still der Nachthauch der Zerstörung schwebt.

Diese Lüfte, die mich hier umschauern,
Unter dem bemooseten Gestein,
Diese Hallen, die hier einsam trauern,
Können dem Jahrhundert Zeugen sein!

Frisch auf dem ergraueten Portale
Breitet sich der dunkle Epheu aus,
Diesteln wachsen hier im Fürstensaale,
Auf den Trümmern dieses Riesenbau's.

An den Scherben jener Herrlichkeiten,
Die hier schimmerten in Pracht und Glanz,
Naget jetzt der gier'ge Zahn der Zeiten,
Zehrt der ewig blüh'nde Todtenkranz.

Aber still! geweih'te Kerzen schimmern
Licht herauf aus jener gold'nen Zeit,
Geisterhafte Nachtgebilde flimmern
Aus den Nebeln der Vergangenheit.

Heilig bleibt des Schicksals ernstes Walten,
Dicht der Schleier, der das Aug' umzieht;
Auch die Gegenwart wird rasch veralten,
Die noch rings in frischer Jugend blüht.

Unvergänglich ist hier nichts auf Erden,
Was vom Staube ist, wird wieder Staub;
Hütten und geweihte Tempel werden
Sicher eines Zeitenstromes Raub.

Welten, Länder, Diademe spalten,
Der Gebirge Felsenkette reißt,
Völker, Staaten und Gesetz veralten,
Aber ewig bleibt der Wesen Geist!

An Rosa.

(Klänge aus Italien.)

Gruß und Kuß aus fernem Lande,
Liebchen, bringet dir dies Lied,
Fernher, wo im Maigewande
Duftend stets die Myrthe blüht.

Flüsse hemmen unsre Pfade,
Riesenalpen unsern Blick;
Doch zum heimischen Gestade
Denk' ich oft und gern zurück.

Denke stets der trauten Stelle
An des Silberbaches Rand,
Wo in sanfter Mondeshelle
Einst ich glücklich bei dir stand.

Einst! — Doch ist dies Glück entschwunden
Nur auf eine Spanne Zeit:
Kränze, die wir einst gewunden,
Blühen für die Ewigkeit!

Frühlingsblüthe.

Freud' und Wonne lächeln wieder,
   Maigefühl durchglüht die Brust;
Blumen blüh'n, des Haines Lieder
   Jubeln laut in in Lieb' und Lust;
Denn mit jugendlicher Pracht
Ist der holde Lenz erwacht.

Und das Sehnen und Verlangen
   Löſ't ſich auf in Hochgenuß;
Sanft um Buſen, Lipp' und Wangen
   Schmeichelt milder Weſte Kuß,
Und bezaubernd rings umher
Wogt ein Harmonieenmeer.

Athme drum in vollen Zügen
   Herz, o Herz des Frühlings Glück,
Alle Himmel zu erfliegen
   In dem kurzen Augenblick.
Kurz nur iſt die Blüthenzeit,
Darum freuen wir uns heut!

15

Nachklänge

an den entschwundnen Mai.

Wenn die Kirschenzweige blühen,
Athmet alles wieder frei;
Wenn die Rosen dunkel glühen,
Lächelt uns der holde Mai.

Wenn die traute Weinblattlaube
Junge Blätter treibt auf's Neu,
Freu'n wir uns der künft'gen Traube
Schon im wonnevollen Mai.

Freuen uns der Nachtigallen,
Nach des Winters Einerlei,
Und der grünlebend'gen Hallen
In dem liederreichen Mai.

Aber ach! des Lenzes Hore
Eilt im Fluge schnell vorbei,
Und die jugendliche Flore
Schwindet mit dem schönen Mai.

Er ist hin! mit sanftem Kosen
Und mit Schmeichelküssen, ei!
Schwand er lächelnd unter Rosen
Als ein lieber, holder Mai.

Das Höchste.

Was ist das Höchste, Heiligste im Leben?
Sei weise! ruft der Zukunft Genius,
Vernunft und Tugend können nur es geben,
Der reichste Glanz ist nichts als Scheingenuß.

Auf Rom's und Hella's stolze Riesentrümmer
Blickt feierlich der Thränenblick der Zeit,
Die Sphinx der Nacht lauscht hinter jedem
Schimmer,
Bedeutungsvoll mahnt die Vergangenheit!

Der Sinnentraum verschwebt in Luftgestalten,
In Nichts zerfließt der Schattenriß der Zeit,
Das Heilige allein wird nie veralten,
Die Tugend führt zur Götterwürdigkeit.

Gott.

Wer trägt der Himmel unzählbare Heere,
Wer hat die Welten aus dem Nichts gemacht,
Wer schmückt des Sternenbogens Wunderpracht,
Und lenkt die Sonn' auf blauem Aethermeere?

Fügt sich die Welt nur dem Gesetz der Schwere,
Schafft die Natur im All durch eigne Macht,
Nicht von der Allmacht Schöpferhand bewacht? —
Füllt sich der öde Raum durch eigne Leere?

O, beuge tief, o Mensch, den stolzen Geist
Vor jenem heil'gen, unsichtbaren Wesen,
Deß Name Schöpfer und Erhalter heißt!

Im Buch des Lebens kannst du's deutlich lesen:
Ein Gott ist's, der den Weltenbau regiert,
Ein Gott ist's, der den Weg des Heils dich führt!

An mein Herz.

Herz, mein Herz, was wogst du auf und nieder?
Kämpfend stets mit der Gefühle Gluth,
Dem Piloten gleich auf Meeresfluth,
Kehrst du in den Wogensturm stets wieder.

Schlägst entzückt beim Klange froher Lieder,
Schwellst die Brust mit frohem, heiterm
Muth;
Ringend nach des Lebens höchstem Gut,
Schreckt dich nicht des Mißgeschickes Hyder.

Aber wirst in diesem Kampf du siegen,
Oder wirst du kämpfend unterliegen,
Auf der schroffen, dornenreichen Spur?

Muth! der Wahrheit Stimme kann nicht trügen;
Leerer Trost ist Schwachheit, Unnatur, —
Darum ringe, glaube, hoffe nur!

19

An den Schlaf.

Sehnend auf des Lebens Pilgergange
Folg' ich deiner mohnbekränzten Spur;
Sohn der stillen, heiligen Natur
Rette mich aus diesem Sturm und Drange!

Leis' umwehest du der Müden Wange,
Ruhe gönnest du dem Herzen nur,
Du erquickst mit Balsam Hain und Flur,
Und entlockst die Geister jedem Zwange.

Zwar nur kurz ist deines Segens Macht:
Bei dem Gruß der ersten Morgenhoren
Wird die alte Welt auf's Neu geboren.

Drum erleichtre jede Schlummernacht,
Daß gestärkt das „Sorgenkind" erwacht
An des Sonnengottes Rosenthoren!

An meine Muse.

Schon in meines Lebens kurzem Lenze,
Rastlos, meines Strebens kaum bewußt,
Gab ich hin des Wonnemondes Lust,
Ließ ich hinter mir der Jugend Tänze.

In der Ferne winkten heitre Kränze
Mir Vergeltung zu für den Verlust.
Eitler Wahn! Nur in der eignen Brust
Fand ich, was dies Alles mir ergänze.

Muse! du bist's, die den Busen schwellt!
Du nur deutest mir des Herzens Schläge,
Leitest mich auf meinem Lebenswege.

Deine Gunst ersetzt mir keine Welt!
Denn der Jugend Glück, das mir entschwunden,
Hab' ich früh an deiner Brust gefunden.

Sonnenaufgang.

Groß ist Gott! die Morgensonne
Ruft's durch die verjüngte Welt,
Neubelebt zu Freud' und Wonne
Jauchzen Hain und Flur und Feld.
Groß ist Gott! des Waldes Lieder
Jubeln's laut im Chorgesang:
Lobt den Schöpfer, bringt ihm Dank,
Seine Sonne kehret wieder!

Ja, sie naht! und leises Sehnen
Regt sich tief in meiner Brust,
Zu dem Urquell alles Schönen
Zieht mich hohe Himmelslust.
Ungetrübtes, frohes Ahnen!
Du umschwebst mich, ew'ger Geist,
Den der Engel Loblied preis't
Ueber Sternenoceanen!

Bete an, gebückt im Staube!
Fühlst du Gottes Lebensweh'n?
Blick empor, o Mensch, und glaube,
Einst wirst du sein Antlitz sehn.
Glaube! und in Sturm und Winden,
In der Morgenröthe Pracht,
Wie im Sternenschein der Nacht
Wirst du Gottes Liebe finden.

Abglanz einer höhern Wonne,
Sei gesegnet Morgenlicht!
Sei willkommen, milde Sonne!
Gott verläßt die Seinen nicht.
In des Aufgangs Rosenschimmer
Der zum Heil sich uns erneut,
Schwebt ein Blick der Ewigkeit:
Gottes Liebe währet immer!

Laßt des Schöpfers Huld uns loben,
Und des Glaubens Wege geh'n;
Einst, so ruft das Wort von oben,
Mensch, wirst du auch aufersteh'n;
Einsten, wenn die schön're Sonne
Jenes höhern Lebens naht,
Wirst auch du den Sternenpfad
Wandeln zu der höchsten Wonne!

Fragment.

(Nach Lucians Charon.)

Charon.

Schau hin! wer ist dort jener Mann,
Der sich so sehr ereifern kann?

Mercur.

Ein Geizhals ist's, der in der Welt
Nichts höher schätzt, als Gold und Geld.

Charon.

Vortrefflich! Doch was mag ihn plagen?

Mercur.

Das läßt sich mit zwei Worten sagen.
Sein armer Bruder, ach! wie dumm!
Bat ihn um einen Obolum.

Charon.

O, Thor, kannst du dich so vermessen,
Im Ueberflusse zu vergessen
Der Menschheit Wohl, des Bruders Pflicht?!
Geduld! Im Hades wird das enden —
Auch du empfängst aus Minos Händen
Einst selbst die kleinste Gabe nicht!

An den Mond.

Lieblich aus der Abenddämm'rung Schleier
Schaut der Mond auf meiner Harfe Gold;
Denn des Sängers Busen athmet freier,
Minne ward den frommen Tönen hold.

Trauter meiner Wonne, meiner Schmerzen,
Heiter läch'le dein verjüngter Blick!
Friede waltet jetzt in diesem Herzen,
Ausgesöhnt ist endlich das Geschick!

Wechsel bringt uns jegliche Sekunde,
Folgend stets der Zeiten Machtgebot;
Nichts ist dauernd auf dem Erdenrunde,
Neu erscheint uns jedes Morgenroth.

Dauernd nichts? Auch Liebe könnte schwinden,
Schwinden wie ein flüchtiges Atom?
Nein! Doch Liebe nur kann überwinden
Ihn, des Lethe ewig stillen Strom.

Liebe welkt nicht, wie der Jugend Rose,
Flieht nicht mit des Lebens Blüthenzeit;
Sie verstummt nicht unterm dunkeln Moose,
Das der Lenz auf ihren Hügel streut.

Liebe gleichet nicht dem Wechselscheine,
Wie so oft der Weise Dünkel spricht,

Weil das Süße, Heil'ge, Engelreine
Treuer Liebe er empfunden nicht.

Doch es strahlt am dunkeln Abendhimmel
Fern und nahe schon der Sterne Pracht,
Längst verschollen ist des Tags Getümmel,
Liebeathmend naht die stille Nacht.

Leis' im Sternenmantel fortgezogen
Auf des Aethers unbegränzter Spur,
Glänzt der Liebe Freund am Himmelsbogen
Und durchschaut die schlummernde Natur.

Walle, Lieber, bis dein Ziel vollendet,
Und die Silberscheibe niedertaucht,
Bis der Jüngling seine Fackel wendet,
Und in's Weltall neues Leben haucht.

Frohen Herzens werd' ich dich begrüßen,
Wenn dein Silberblick herniederschaut;
Und dies Pilgerleben zu versüßen,
Mir die Liebe milden Balsam thaut.

ΑΝΘΟΥΣΑ.*)

Hoch und hehr in blühendem Gefilde
Auf den Hügeln Janiculs erhöht,
Durch der Götter segensreiche Milde,
Prangte Rom in hoher Majestät.
In der Siebenhügelstadt zu thronen,
Zogen selbst die Himmlischen hier ein,
Schmückten sie mit Weltbeherrscherkronen,
Sie zur Götterstadt zu weih'n.

Ihres Stifters hohe Ahnen zeugen
Für den Willen der Unsterblichen;
Tempel und Altäre sah man steigen
Zur Verherrlichung der Blühenden.
Jovis Enkel selbst war ihr Begründer,
Romulus, des Kriegesgottes Sohn,
War der hochgefei'rte Ueberwinder,
War der Vater der Hero'n.

Heldenschaaren sah auf ihrem Fluge
Hier die unaufhaltsam schnelle Zeit,
Und herbei vom launenhafte Zuge
Eilten Glück und Ruhm und Herrlichkeit;

---

*) Die Blühende. Einer der geheimen Namen Roms, unter denen man es dem besonderen Schutz der Gottheit empfahl, wenn der eigentliche Name, etwa einmal entweiht, den Göttern mißfällig werden sollte.

Hier in steter Harmonie zu leben
Schlossen sie vereint den schönen Bund,
Dem Erhab'nen, Großen nachzustreben,
Auf dem weiten Erdenrund.

Heitre Freude wohnte in Pallästen,
Lächelte im Tempel am Altar,
Bei der Götter inhaltreichen Festen
Brachte man ihr Huldigungen dar.
Sie verlieh dem Leben höh're Weihe,
Schloß an ihren Busen die Natur,
Und entfaltete zum Licht auf's Neue
Morgen so wie heut' die Flur.

Freiheit, Gleichheit einten alle Stände,
Herrschten, wenn Saturn entfesselt war,
Ernst und Trübsinn waren dann zu Ende,
Freunden brachte man Geschenke dar;
Lauter Jubel theilte dann die Lüfte
Um den Rebenpflanzer um und um,
Der das gold'ne Zeitenalter schiffte
Einst als Gast nach Latium.

Majestätisch auf dem Capitole
Thronte Jupiter in Glanz und Pracht,
Mit des Donners mächtigem Symbole
Allverkündend seine Göttermacht.

Ihn umgaben reiche Siegeszeichen,
Sieb'n und vierzig Völker feierten,
Froh vereint zum Bunde sonder gleichen,
Hier die Panathenäen.

Herrlich waren die berühmten Feste
Des Apolls; bei Spiel, Gesang und Tanz
Flehte man von ihm des Staates Beste,
Schmückte sich mit frischem Lorbeerkranz.
Tempel weihete man den Lucinen,
Der Diana das Geschoß der Jagd,
Und von jungen Frauen wurde ihnen
Stets der Gürtel dargebracht.

Feierlich durch kriegerische Spiele
Huldigte man hier dem Kriegesgott,
Seinem Schutz empfahl man das Ancile,
Rom zu schirmen vor Gefahr und Noth;
Von Minervens hoher Gunst empfangen
Hatten sie einst dies Palladium,
Wenn bei'm Tanz die Salier es schwangen,
Jubelte ganz Latium.

Von des fernen Asiens Gestaden
Zog hier die Ida'sche Mutter ein;
Auf der Liebe blumenreichen Pfaden
Wallte man zu Aphroditens Hain;

Vesta, Ceres und auch Proserpinen
Weihte man ein eignes Priesterthum;
Neptuns Feste herrlicher erschienen
Nach der Schlacht von Actium.

Seine Beute opferte der Sieger
Dankbar dem erfindrischen Vulkan,
Und Bellona feuerte die Krieger
In der Schlacht zu neuen Thaten an.
Janus schaute mit dem Doppelblicke
In die Zukunft und Vergangenheit,
Führte Rom zur Thätigkeit zum Glücke,
Mit ihm ward das Jahr erneut.

Alles athmete hier Freud' und Wonne,
Alles wandelte der Gottheit Spur,
Das Erhab'ne war des Lebens Sonne,
Höh're Reize hatte die Natur.
Von der kühnsten Phantasie durchdrungen,
Folgte man dem Trieb zu Glück und Ruhm;
Erd' und Himmel hielten fest umschlungen
Sich im schönen Alterthum. —

Aber seelenlos, im Trau'rgewande
Schlummert jetzt die Weltbeherrscherin;
Hingewelkt am stolzen Tiberstrande,
Mahnt sie an des Schicksals ernsten Sinn.

Ihre Riesenwerke sind zertrümmert,
Ihre Majestät ist Schutt und Staub,
Blüthen, die Jahrhunderte geschimmert,
Wurden längst der Zeit zum Raub.

Wo die Nachwelt jetzt mit feuchtem Blicke
Sinnend weilt bei'm alternden Gestein,
Zogen einst, begünstigt vom Geschicke,
Triumphirend Roma's Helden ein.
Ihre Namen nennt uns die Geschichte,
Aber ihre Macht und Herrlichkeit
Schwanden vor dem großen Weltgerichte,
Das allewig sich erneut.

Wo sind deine Tempel, deine Hallen,
Wo ist deiner Feste Glanz und Pracht?
Stolzes Rom, auch du, du mußtest fallen
Von dem Gipfel deiner Uebermacht.
Alle Klänge, alle Lebenstöne
Schlummern längst, von keinem Hauch geweckt,
Im Ruin nur zeigt sich noch das Schöne,
Von ergrautem Moos bedeckt.

Im dem Circus herrschet tiefe Stille,
Oed' und leer ist überall die Flur,
Freude, Lust und heitre Lebensfülle
Hinterließen kaum noch eine Spur.

Deine Tempel sind nicht mehr, Cythere,
Deine Myrthenhaine sind entweiht,
Ueber deine duftenden Altäre,
Schritt gewaltiglich die Zeit.

Hin ist Alles, Jugend, Glanz und Leben,
Hingeschwunden, wie ein schöner Traum,
Rom vermag sich nimmer zu erheben
Auf dem öden, trümmervollen Raum.
Eine Götterwelt ist hier versunken,
Zaubrisch lassen sich auf ihren Höh'n,
Nur dem Eingeweiheten noch Funken
Einer gold'nen Vorzeit seh'n. —

Phantasie an A***.

Welch Entzücken, welche hohe Wonne
Weckt der Liebe Hauch in meiner Brust!
Mild wie Himmelsglanz und Maiensonne
Schaffet dies Entzücken, diese Wonne
In mir Edens ungetrübte Lust!

Alles um mich her ist Licht und Leben,
Schöner ist mir Gottes schöne Welt,
Seit der Liebe engelreines Weben
Mich mit süßem Zauber hat umgeben,
Monnefülle meinen Busen schwellt.

Was ich nie und nimmer hab' empfunden —
Vorgefühle höh'rer Seligkeit, —
Das verleihen mir der Liebe Stunden,
Wenn auf Taubenschwingen eng verbunden
Sympathie an Sympathie sich reiht.

O, ich fühl's, nur Lieb' erzeuget Liebe!
Wer ermisset ihre Rosenflur?
Sind nicht selbst die höchsten aller Triebe
Seelenarm und leblos ohne Liebe?
Sie allein durchglühet die Natur!

Sie nur lehrt uns wahre Tugend üben:
Liebe eine Seele treu und fest,
Und du wirst die ganze Menschheit lieben;
Heil ihm, steht im Buch des Heils geschrieben,
Der sich auf der Liebe Wort verläßt!

An L. A.....

(In's Stammbuch.)

Einmal blühen nur die Fluren
In des Lebens Blüthenmai,
Und in duftigen Conturen
Eilt die ernst're Zeit herbei.

An des Welttheaters Schwelle
Strebe drum mit heiterm Sinn
Nach des Wissens heil'ger Quelle,
Nach der Tugend Hochgewinn.

Ständchen.

Milde sinkt der Abendthau
Auf die Fluren nieder,
Auf den Fluren, auf der Au
Ruht das Sanggefieder;
Aber in den Lüften fern
Lächelt mild der Liebe Stern.

Und den Sänger zieht es fort;
Wo der Holde schimmert,
Wo aus dunkeln Büschen dort
Hell ein Lämpchen flimmert:
Thront mit frommen Engelssinn
Meines Herzens Königinn.

Und mit süßem Lautenklang,
Unter ihrem Fenster,
Grüß' ich sie mit Minnesang,
Troß der Nachtgespenster;
Vor der Liebe Göttermacht
Weicht das finstre Grau'n der Nacht.

Liebchen, Horch dem Liebeston,
Horch, die Saiten tönen,
Dein Geliebter nahet schon,
Lieblichste der Schönen!
Alles ringsum schlummernd ruht,
Du nur wachst, du bist mir gut.

Rheinweinlied.

(Im Zirkel trauter Freunde.)

Brüdert trinket froh im Kreise
Hier, wo uns die Freude winkt,
Wo nach alter deutscher Weise
Rheinwein in der Schaale blinkt.
Froher Sinn wird uns umfassen, —
Wo die Freude ungestört
Nichts vom Weltgetümmel hört, —
Bis die Sterne still erblassen.

Freude schwebe segnend nieder,
Heitre den umwölkten Blick!
Alles Schöne kehre wieder,
Freiheitswonne, Liebesglück.
Unter dieser Weinblattranke,
Wo der Freiheit Sonne scheint,
Hat die Freude uns vereint;
Allbelebender Gedanke!

Trinkt den Göttertrank der Rebe, —
Labung ist's für Geist und Herz!
Und der Biedermann erhebe
Still sich über Gram und Schmerz!
Auf dem weiten Erdenrunde,
In dem großen Weltenall,
Brüder, jauchzt der Freude Schall;
Trübsinn flieh' aus unserm Bunde!

Dieses Glas dem Vaterlande!
Auf, ihr Lieben, stimmet ein!
Dort am Rhein, im Goldgewande
Wächs't der edle deutsche Wein.
Frisch jetzt füllt die Gläser wieder!
Freiheit, Freundschaft, Vaterland!
Treue bis zum Grabesrand,
Bis zum Schattenreich ihr Brüder!

Herkules auf dem Oeta.

Personen:

Herkules.

Deianira, Gemahlin des Herkules.

Myrrha, ihre Freundin.

Zeus.

Merkur.

Chor der Götter des Olymps.

Chor der Eumeniden.

Scene 1.

Säulenhalle im Pallaste des Herkules.

Deianira.

Verlassen — mich, um die er einst als Held gekämpft?
Verlassen? — Schrecklicher Gedanke! — Mich, die er
Im Doppelkampf errang, verlassen? — Ha, ich fühl's!
Nicht ist's ein Wahn, der mich bethört! — O, wär'
es Wahn!
Wär's nur ein Trugbild meiner Phantasie! Doch nein!
Enthüllt von jedem zauberischen Schimmer steht
Mein grausam=strenges Schicksal vor mir da. Beim
Zeus!
Verdient' ich diese tiefe Schmach, zu opfern mich,
Die Königstochter, einem andern Weibe? Mich,
Die einst von ihm mit Lieb' Beglückte? — Fasse dich
Mein Herz! — Ist's nicht Verrath am heiligsten Gefühl,
Mit eh'rnem Fußtritt kalt der Liebe Rosenflur
In Staub und Asche zu verwandeln?! — Herkules!
Mein Held, mein Gatte, mein Geliebter, wagst du es?
Er hat's gewagt! — Alcidens Treubruch tödtet mich!
Verzweiflung, Schmerz, Entsetzen, unnennbare Angst
Erschüttern vielgestaltet die bewegte Brust, —
Und doch: — ich kann's nicht denken, daß ich ihn verlor!

Zwischen Angst und stillem Hoffen
Schwankt mein tief verletzt Gefühl.
Welch Geschick hat mich betroffen!
Nacht umhüllt mein Lebensziel.

Glühenden Wolken, vom Sturme getrieben,
Grollendem Donner gleich, tobet mein Schmerz;
Hin ist der Jugend Lust, hin ist mein Lieben,
Nichts ist von allem, was theu'r, mir geblieben,
Nichts, als dies schuldlos gebrochene Herz!

Zwischen Angst und stillem Hoffen
Schwankt mein tief verletzt Gefühl.
Welch Geschick hat mich betroffen!
Nacht umhüllt mein Lebensziel.

Scene 2.

Deianira. Myrrha.

Deianira.

Ha! reden deine Züge Wahrheit, Myrrha, sprich!
Entreiße mich dem Grame, wenn du kannst! — du
schweigst?
So täuschte mich dein ruh'ger Blick? —

Myrrha.

Ach! ich vermag
Die Thränenbotschaft auszusprechen nicht.

Deianira.

Genug!

Des Menschen Loos liegt in der Götter Machtgebot,
Sie walten über uns allewig wunderbar!
Der Tage Ordnung, das Gesetz des Zeitenlaufs; —
Des Frühlings Lächeln, wie des Winters Sturm; —
das Licht
Des Tages und die Finsterniß der Nacht, folgt stets
Den ewigen Gesetzen der Natur; der Mensch
Allein muß zwischen Klippen, zwischen Nacht und Tag
Den Strom der Zeiten überall auf schwankem Boot
Beschiffen. — Mit der Hoffnung bunten Wimpeln eilt
Die heitre Jugend frohen Muths hinaus; doch ach!
Nur wenige vermögen einst den sichern Port
Des Lebens zu erreichen, und — verkehrt Geschick! —
Auch dann auf morschen Trümmern nur. Des Menschen Loos,
Des Menschen Leben ist ein schwaches Rohr, vom Wind
Bewegt, — und seine Blüthe knickt, wenn Zeus gebeut,
Und rauh die Lüfte toben!

Myrrha.

Hadre nicht! Die Hand,
Die einst dich hoch beglückt', und nun dem Harme dich,
Dem bittern Schmerz dich übergab, — sie wacht auch jetzt
Noch über dein Geschick. — Der fürchte doppelt die
Olympier, den sie erheben, den mit Gunst
Sie überschütten!

Deianira.

Knospet, blühet nicht der Hain,
Die Flur, wenn mild der Lenz erwacht zum neuen Licht,
Bis Blüth' und Frucht erstirbt durch eis'gen Winters Hauch?
Warum denn aber schwand mein Blüthenglück schon jetzt,
Im Wonnemond des heitern Jugendlebens?!

Myrrha.

Wie?
Du zürnst dem Schicksal noch, den Herrschern des Olymps?
Erwecke nicht der finstern Mächte Zorn! Du weißt:
Zur bösen Stund' ist das Geschick den Göttern selbst
Nicht hold! Was grämst du dich so sehr? Erkenne was
Der Mensch ist, und du wirst zufrieden sein. Drum flieh
Den Gram!

Deianira.

Vergebens! Denn der Seele Kummer ist
Dem Pfeile gleich, der leicht vom Bogen schwirrt, und mit
Dem Leben nur sich aus dem Herzen reißen läßt.

Myrrha.

Der Seele Kummer mildert endlich doch die Zeit.

Deianira.

Mir nicht! Denn giebt sie das Verlorne mir zurück?

Myrrha.

Du theilst, Geliebte, nur das Loos der Sterblichen.

Deianira.

Kein Sterblicher besaß noch je, was ich verlor!

Myrrha.

Um desto kräftiger erhebe sich dein Muth.

Deianira.

Du fühltest nie der Liebe Schmerz!

Myrrha.

O, fasse dich.

Deianira.

Das Dasein ist für mich kein wahres Dasein mehr.

Myrrha.

Sei stark im Unglück!

Deianira.

Nie werd' ich ihn wieder seh'n!

Myrrha.

So denk', er starb, ein Mensch, der dir einst theuer war.

Deianira.

Er starb! wär' er gestorben, dann wär' er noch mein, —
Dann könnt' ich ihn noch lieben jetzt, und hassen kann,
Nein, hassen kann ihn meine Seele nicht!

Myrrha.

Warum
Willst du der Traurigkeit entringen nicht den Sieg?
Auch in der Traurigkeit sich selbst beherrschen, das
Ist wahre Stärke, führt zur Götterwürdigkeit.

Deianira.

Was ahnt mein Herz, — vermag ich es zu fassen?
Ein Hoffnungsstern noch lächelt durch die Nacht!

Der Grausame darf mich nicht ganz verlassen, —
Geduld! Der Eumeniden Auge wacht!

Myrrha.

Was willst du beginnen?
Was hast du erdacht? —

Deianira.

Für mich zu gewinnen
Die Töchter der Nacht!

Myrrha.

Der Rache Göttinnen willst du berufen, —
Die Schrecklichen? — Nein, nein, das wirst du nicht! —
Beschwören sie an des Altares Stufen? —
Erkennest du auch ihres Amtes Pflicht? —

Deianira.

Verrathen ward' ich grausam von dem Gatten:
Drum höret mich, des Orkus dunkle Schatten, —
Euch fleh' ich an, ihr Allgefürchteten!
Die Rache übergeb' ich euren Händen:
Ich schwör's! Und werd' euch reiche Opfer spenden, —
Erhöret mich, ihr Rachegöttinnen!

Myrrha.

O, höret nicht, was sie gelobet,
Erhöret nicht den Racheschwur!
Wo in der Brust Verzweiflung tobet,
Da herrscht der blinde Wahnsinn nur.

Deianira.

Wahnsinn? Hätte Wahnsinn mich bethöret, —
Hätte mich so tief gebeugt die Schmach?
Aber horch! Schon ist mein Fleh'n erhöret
Und die Rache folgt dem Frevler nach.

Horch! Vernimmst du das geheime Schauern?
Jetzt, Geliebte, will ich nicht mehr trauern,
Und der Freundin öffnen Herz und Ohr. —
Ruhe schwebt auf meinen Geist hernieder, —
Horch! Der Schwarzen rauschendes Gefieder
Steigt vom dunkeln Schattenreich empor!

Ein Mittel giebt es noch verlorner Liebe Kraft
Auf's Neue wieder herzustellen. —

Myrrha.

Rede, sprich!

Deianira.

Ich selbst besitz' den Talisman, der dies vermag.
Als Herkules mich wollte führen heim als Braut,
Und schnellen Schritt's an des Evenos Uferbett
Wir angelangten, war vom Himmelstau der Fluß
Hoch angeschwollen und zur sichern Ueberfahrt
Kein Nachen sichtbar. Da vertraute Herkules
Mich Nessos, dem Centaur an, welcher ihm versprach,
Mich sicher durch des Flusses mächt'gen Wogendrang
An's andre Ufer rasch zu tragen. Herkules
War sorglos schon hinüber, als sich der Centaur
Entschloß, mich jählings zu entführen; aber schwer

Mußt' er den Frevel büßen; denn Alciden's Pfeil
Erreicht' ihn auf der Flucht. Er starb, und sterbend gab
Er mir noch ein Gewand, mit seinem Blut getränkt,
Als sich'res Mittel, Liebe zu erwecken, und
Verlor'ne Liebe wieder herzustellen, drum
Will ich mich seiner Wunderkraft bedienen flugs.

Myrrha.

Du setzest mich in nicht geringes Staunen! Wenn
Dir Nessos diesen Talisman verehrte, o,
Dann ist an seiner Wirkung nicht zu zweifeln; doch
Wie willst du seine Kräfte jetzt erproben, wie?
Ist Herkules nicht fern? Glaubst du er wird sobald
In deine Arme wieder kehren?

Deianira.

Zweifle nicht!
Ihn leitet eine höh're Hand. Er kehrt zurück, —
Bei'm Styx! noch ehe Helios zum zweiten Mal
Auroren's Götterarmen sich entwunden hat.

Nicht länger laß uns weilen,
Die feierliche Stunde naht;
Laß zum Altar uns eilen,
Daß nicht mein Mund vergebens bat.

Noch einmal, ihr gewög'nen Schatten,
Beschwört euch mein zerrissenes Herz!
O, führet mir zurück den Gatten,
Und mildert meines Busens Schmerz!

Errettet mir der Seele Frieden,
Den keine Welt ersetzen kann!
Du, Hekate, ihr Eumeniden,
Seht liebevoll mein Opfer an!

(Exeunt.)

Scene 3.

Herkules. Chor der Eumeniden.

Herkules.

Wo bin ich? Hält mich umfangen
Des Traumes wundervolle Nacht?
Welch' unbesiegbares Bangen!
Das ist der Eumeniden Macht.

Chor der Eumeniden.

Wir wandeln durch die dunkle Pforte
Des Schattenreichs, und fürchten nicht
Des Götterkönigs Donnerworte,
Nicht Aphroditens Angesicht!
Wir herrschen über Land und Meere,
Selbst der Gedank' ist uns bewußt, —
Drum schütten wir des Zornes Schwere
Auf deine schuldbelad'ne Brust.
Stets folgen wir des Rächers Stimme,
Dem schauervollen Ruf der Pflicht;
Entfliehen kann vor unserm Grimme
Dann selbst der Löwenbänd'ger nicht!

Herkules.

Ha, ihr unnennbar Gefürchteten! Wehe!
Weilt ihr auch hier in verborgener Nähe,
Folternd mit schrecklichen Qualen das Herz, —
Kann euch versöhnen nicht Reue und Schmerz? —

Chor der Eumeniden.

Die Schuld ist dein!
Nicht nur bereu'n, —
Dein Herz muß rein
Von Makel sein;
Der Gattin mußt' du es in Liebe weih'n!

Herkules.

Und ist dies nicht die wohlbekannte Halle, —
Der Ort, an dem ich jüngst so glücklich war,
Wo bei der Feste lautem Jubelschalle
Die ungetrübte Freude sich gebar?!
Und jetzt? Verlassen, einsam, schmerzdurchdrungen,
Begrüß' ich wieder den geliebten Heerd!
Des Wohllauts süße Töne sind verklungen, —
O, wär' ich nimmer doch zurückgekehrt!
Ha! nimmer? Nimmer oder früher hätt' ich's sollen!
Zu spät, ihr Götter mahnet mich die Pflicht!
Entweicht ihr unerträglich Grauenvollen, —
Der Enkel des Kronos er beugt sich nicht!

Chor der Eumeniden.

Die Gattin weint in stillem Liebessehnen,
Und naht sich dir mit thränenvollem Blick;

Sie kann sich deines Anblicks nicht entwöhnen,
Und ruft mit heißem Flehen dich zurück!

Herkules.

O, gold'ner Traum, warum bist du entschwunden?
Warum hat mich ein Augenblick bethört?
War's Traum, was ich so treu und warm empfunden? —
Ach ja, ein Traum, der nur Minuten währt! —
Wie anders war's, wenn ich an ihrem Busen
Des Lebens Müh, der Arbeit Last vergaß, —
Wie anders ach! wenn ich im Hain der Musen
Geliebt und liebend ihr zur Seite saß! —
Laßt noch einmal mich dieses Glück genießen,
Ihr finstern Mächte, bleibt nicht unversöhnt!
Laßt in die Arme mich sie wieder schließen,
Die Gattin, sie, nach der mein Herz sich sehnt!

Chor der Eumeniden.

Das Werk ist vollendet,
Dein Herz ist gewendet, —
Wir kehren zurück!
Doch fürchte den Blick,
Der Götter, sie richten
Und wägen die Pflichten
Der Menschen, — sie spenden das Glück!

Scene 4.

Herkules. Deianira ist während der letzten Strophe im Hintergrunde erschienen.

Herkules.

Horch! — fernhin rauschen leise Tritte!
Wer nähert dort sich in der Säulen Mitte?
Ist's Wirklichkeit, ist's eine Truggestalt,
Von Außen schimmernd, doch von Innen kalt?!
Ein weiblich Wesen ist's, wie Aether leicht,
Das in der Hülle selbst den Charitinnen gleicht,
Umwogt, umwallt von reicher Blüthenpracht, —
Obgleich kein Lebenszeichen auf den Lippen wacht! —
Sie tritt herein! — —
Sie selbst, wenn nicht, ihr Schatten muß es sein! —
Sie ist's! — — Ihr Götter blickt hernieder!

Deianira.

Mein Gatte! — Kehrst du mir jetzt wieder?!

Herkules.

Kannst du verzeihen meine Missethat?

Deianira.

Des Menschen Schicksal lenkt der Götter Rath!

Herkules.

Und liebst du mich, wie einst in schönern Stunden?

Deianira.

Hat ganz dein Herz die Prüfung überwunden?

Herkules.

So wahr ich Sohn des Donnergottes bin!

Deianira.

O schöner Sieg! Der Tugend Hochgewinn!
So lächelt mir auf's Neu die Sonne
Der Liebe, und des Lebens Mai!
Mein Herz zerfließt in Freud' und Wonne, —
Mein Busen athmet wieder frei!

Herkules.

Ich fühle süßen Götterfrieden
An deinem Herzen, deiner Brust!
Was gleicht der Liebe Glück hienieden, —
Was ihren Freuden, ihrer Lust?!

Deianira.

Mein Herkules! der Liebe Freuden
Sind Blüthen gleich an Farb' und Duft!
Doch Florens holde Kinder scheiden
Ach! mit des Frühlings Licht und Luft!

Herkules.

Ha! Nichts auf Erden ist verloren!
Selbst von des Orkus finstern Thoren
Hab' ich durch strenger Tugend Macht
Alceste einst zurück gebracht!
Geliebte! nur verlorne Stunden,
Sie schmerzen tief, — ich hab's empfunden!

Jedoch an deiner treuen Brust
Verschmerz ich jeglichen Verlust!

Deianira.

Mit Liebe will ich dich umfangen. —
Dich ewig fesseln, weil ich's kann,
Durch einen holden Talisman!

Soll nicht mein Herz noch einmal bangen,
So nimm dies seltene Gewand,
Das ich empfing aus Nessos Hand!

Herkules.

Nie wird mein Herz, Geliebte, wanken,
Auch ohne diesen Talisman, —
Doch nehm' ich dir zu Lieb' ihn an.

So laß uns jetzt den Göttern danken
Für ihre Wohlthat, unser Glück, —
Für diesen schönen Augenblick!

(Exeunt.)

Scene 5.

Die Götterhalle des Olymp's.

Zeus. Merkur.

Zeus.

Umleuchtet von dem Strahlenglanz, den Helios,
Der Goldgelockte, im christall'nen Himmelsraum
Verbreitet, jene Welt zu überblicken, wo
Deukalions Geschlecht bald schläft, bald weint, bald lacht,
Und um das kleinste Sandkorn sich die Hälse bricht, —
Wo jeder sich ein Held, ein Weiser dünkt zu sein,
Wo nur das Recht des Stärkern gilt, die rohe Kraft,
Die mit dem Thier des Waldgebirges gleichen Zweck
Verfolgt, — Ha! Zeus, welch eine Wonne welche Lust!
Doch was erblickt mein Auge? Ein Titan
Stürzt dort den Eichenwald wie Spreu hinab ins Thal!
Die Klüfte wiederhallen, und der ganze Berg
Erzittert vor dem furchtbar donnernden Gekrach! —
Sohn Maja's! — Schau hinunter! Was erblickst du dort?
Der ganze Oeta dampft und bebt!

Merkur.

Der Wahnsinn treibt
Den wuthentflammten Herkules, aus jenem Hain
Sich einen Scheiterhaufen zu errichten.

Zeus.

Ha!

Ist mit dem Schicksal er zerfallen? Wahnsinn? Wuth?
Merkur, mein Bote, eile, schneller als der Blitz,
Mir Kunde von der seltnen Mähr zu bringen! — Nun?

Merkur.

O, Zeus! die Botschaft, welche sehnlichst du begehrst,
Hab' ich im Stillen längst erkundet. Herkules,
Dein Liebling, ist verloren, wenn nicht deine Hand
Gewaltiglich den Flug des strengen Fatums hemmt.

Zeus.

Nicht hemmen kann mein Arm des ew'gen Schicksals
Lauf!
Denn wie ein Quell rinnt aus verborg'nen Tiefen es,
Und wogt und strömet unaufhaltsam fort in's Meer
Der Zeiten. Auf dem schlüpfrig=ungewissen Pfad
Jedoch, an dem des Sturzbachs ew'ges Wasser braus't
Und schäumt, soll meine Rechte durch das Felsgeklüft
Der nächtlich dunkeln Tiefen des Geschick's mit Kraft
Den Vielgeprüften leiten. Also sprich! Was ist's?

Merkur.

Von seiner Gattin Hand empfing Alkmenens Sohn
Dies flammende Gewand, das seine Brust umhüllt,
Auf's Neu zu fesseln der entschwund'nen Liebe Kraft.
Von Nessos, dem Centaur, hatt' sie's erhalten einst,
Und wollte dieses Mittels sich bedienen jetzt,
Das Herz des untreu ihr geword'nen Herkules
Mit sichern Liebesbanden zu umstricken; doch

Das Gift des Blut's, mit welchem das Gewand getränkt,
Drang dem Alciden schnell wie Natterhauch durch Mark
Und Bein und martert ihn mit qualenvollem Schmerz.
Jetzt, von Verzweiflung hingerissen, tobt der Held
Mit Ingrimm, Wuth und Unnatur, der Lachesis
Den Lebensfaden zu entreißen mit Gewalt!

Zeus.

O Menschenthorheit! die sich stets so weise dünkt!
Und sonder Maaß und Ziel durch eitel Klügelei
Stets blindlings handelt, und mit sorglos leichtem Sinn
Auf Blumenauen wandelt, und die Schlange nicht
Bemerkt, die hinter Rosen lauscht, bis herber Schmerz
Die Möglichkeit des gift'gen Natterbisses lehrt!

Merkur.

Was seh' ich? — Wüthend schleudert er jetzt das Gewand
Hinweg! — Vergebens! — Heftiger entflammt die Wuth
Des Wahnsinns sein gereiztes Blut! Mit Riesenkraft
Errichtet er den fürchterlichen Holzstoß, thürmt
Uralte Eichen mächtig auf zu Berges Höh,
Und übergiebt sich selbst der Opferflamme. — Ha!
Mit Hülfe Philoktets, der rings die Flamme schürt,
Eilt zu des Schattenreiches Thoren er hinab,
Vergessenheit zu trinken dort aus Lethe's Fluth.

Zeus.

Nicht soll er kosten jenen zauberischen Trank;
Nicht schiffen an das ferne dämmernde Gestad',
Auf schwarzem Nachen in der Schatten finst'res Reich!
Im Leben wandelte er stets der Tugend Pfad;

Drum wie sein Wirken soll auch die Vergeltung sein!
Von jedem Kummer, jedem Schmerz und Leid befreit,
Umfang' ihn jetzt der Götterfrieden des Olymps! —
Schau hin, Merkur, wie dort der Oeta dampft und glüht!
Besänftigt puls't das Blut schon in des Helden Brust;
Was irdisch und was himmlisch ist, es sondert sich, —
Im nächsten Augenblick zerrinnt Alcidens Geist,
Zerfließt das Wunder der Natur in Nichts dahin!
Mein leichtbeschwingter Bote, eile drum im Flug
Elektra's schöngelockter Tochter den Befehl
Zu überbringen, jenes leichte, lockre Band,
Das des Gequälten letzten schwachen Lebensrest
Noch an die Erde fesselt, schnell zu lösen, und
Vom Irdischen entbunden, dann Alkmenens Sohn
Vor meinen Thron zu führen!

Merkur.

Dein Gebot, o Zeus!
Wird Iris schnell vollziehn!

Zeus.

Halt! einen Auftrag noch!
Auch die Olympier bescheide flugs zu mir;
Meld' ihnen, heute sei ein großes Freudenfest,
Denn den Alciden will ich in der Götter Reich,
Zu des Olympos Herrlichkeit erheben!

Merkur.

Wohl!

(Exiit.)

Scene 6.

Zeus.

Der Gäa Säulen sollen beben! Herkules
Beendet seine Laufbahn auf dem Oeta heut!
Deukalions Geschlecht erhob' ihn längst zum Gott,
Und mit des Sieges Palme reich' ich heute ihm
Vor allen Göttern, allen Göttinnen, zum Lohn
Der Tugend und des Siegs, der zarten Myrthe Reis!
Von seinen Thaten ruh' er aus im Göttersitz;
Indeß der Eumeniden Fackel unten blitzt,
Mit stürm'scher Wuth der Donner seine Köcher leert,
Und Wehmuth rührt die Saiten in der Schuld'gen Brust!
Die Ew'gen fürchte stets das sterbliche Geschlecht:
In ihren Händen ruht der mächt'ge Herrscherstab,
Und unergründlich waltet ihres Willens Macht!

Der Hoffnung heitre Bilder täuschen oft das Herz,
Und träufen wird von Deianirens Wangen jetzt
Der Trennung, des Verlustes Schmerz, weil sie verlor,
Was immer zu besitzen sie im Wahn geglaubt,
Weil sie mit einem Wurf ihr ganzes Glück verscherzt,
Und von der Sehnsucht ewig heißer Gluth verzehrt,
Des herben Leides ganze Größe jetzt erkennt;
Denn Tugend ist der reinen Liebe Talisman,

Der ohne Zwang und List die Geister eng verbindet,
Nur sie allein führt von der Erde himmelan,
Sie ist's, die rein der Harmonieen Wonneklang empfindet.
Nur Liebe kann der Liebe Götterkraft umfassen:
Die Tugend triumphirt, die Dunstgebild' erblassen!

Scene 7.

Zeus. Chöre der Götter und Göttinnen.

Eine liebliche Musik eröffnet die Scene. Zeus besteigt seinen Thron.

Chöre.

Vater Zeus, dich preisen alle,
Hier zum frohen Fest vereint
In der großen Götterhalle,
Deren Wölbung von Christalle
Hell im Sternenglanz erscheint!

Weltbeherrscher, deine Krone
Glänzt in Majestät und Pracht
Auf des Himmels ew'gem Throne,
In der weiten Sternenzone —
Unbegrenzt ist deine Macht!

Zittert nicht vor deinen Blicken
Selbst der Götter Heiligthum?
Dennoch willst du nur beglücken,

Und verbreitest nur Entzücken,
Freudenspender, um und um.
Dank sei dir, und Preis und Ehre!
Und kein ungeweihter Ton
Ird'scher Leidenschaften störe
Unsers Festes Jubelchöre
Um Alkmenens Göttersohn!

Chor der Götter.

Schon nahet freudig der Alcide,
Vom Ird'schen rein;
Sein Aug' umstrahlet stiller Friede
Wie Sternenschein!

Chor der Göttinnen.

Er naht mit dankendem Entzücken
Sich deinem Thron,
O, Zeus,! dort wird ihn hoch beglücken
Der Tugend Lohn.

Beide Chöre.

An seinem Glücke uns zu weiden,
An seiner Wonne, seinen Freuden,
Am Hochgefühl der Heldenbrust,
Sei unsre Lust!

Scene 8.

Die Vorigen. Herkules, von Merkur und Iris geführt, tritt ein und nähert sich langsam dem Throne des Zeus.

Herkules.

Wie? träum ich noch den langen Traum des Lebens?
Betret' ich nicht Elysiums Freudenthal?
Hab' ich gerungen und gekämpft vergebens, —
Ha! oder steh' ich hier im heh'ren Göttersaal?!
Rings seh' ich ewig blühende Gefilde,
In Himmelsharmonieen schwelgt mein Ohr, —
Bei'm großen Zeus! dies sind nicht Truggebilde,
Aus Erdennacht schwebt' ich zum Licht empor!
Hier wuchern ewig unnennbare Freuden,
Hier wohnt der Geist der Unvergänglichkeit, —
Hier endigen für immer Schmerz und Leiden,
Und meine Zukunft ist die Ewigkeit!

Zeus.

Tritt näher, Herkules! In diesen Hallen
Vergiß fortan des ird'schen Lebens Bild!

Herkules.

Ha! ich erkenne, Vater, dich vor Allen! —
Zeus ist's, in seine Gottheit eingehüllt!

Zeus.

Tritt näher, und empfang' der Tugend Krone:
Durch Thaten wurdest du der Götter werth!

Herkules.

Ich beuge mich, o Zeus, vor deinem Throne, —
Du giebst mir mehr, als je mein Herz begehrt!

Zeus.

Auf Erden hat die Liebe dich verrathen,
Unzärtlich bot sie dir nur herben Schmerz;
Du wardst den Göttern gleich durch deine Thaten,
Doch Ruhe fand nicht dein betrog'nes Herz;
Drum will ich deine Sehnsucht jetzt entzücken,
Denn deines Lebens Stürme sind entfloh'n;
Durch zarte Liebe will ich dich beglücken, —
Erhebe dich, geliebter Göttersohn!

Herkules.

Wer kann sie fassen, deine Wundergaben?!
O Zeus! Welch' überschwenglich süße Lust,
Am reinen Himmelsglück den Geist zu laben, —
Regt sich gewaltiglich in meiner Brust!

Zeus.

Der Jugend Göttin führ' ich dir entgegen;
Empfang' als Gattin sie aus meiner Hand!

Herkules.

Ich fühle Himmelskraft in mir sich regen,
Und gerne knüpf' ich dieses Liebesband!
Erinn'rung ist aus meiner Brust entschwunden, —

Im Reich der Wonne blüht jetzt meine Welt;
Der Götter schönstes Glück, ich hab's gefunden, —
Ich fühl's, wie Liebe meinen Busen schwellt!

Chor der Göttinnen.

So bist du froh und glücklich wieder!
Drum grüßen wir im Chorgesang,
Bei'm wundervollen Sphärenklang,
Dich mit des Musengottes Lieder!

Im Reich der Lieb', wo Amor waltet, —
In Hebe's Arm, an ihrer Brust,
Empfinde reine Götterlust,
Hier, wo das Schöne nicht veraltet!

Chor der Götter.

Vater Zeus, wir alle bringen
Tiefgefühlt dir unsern Dank!
Mit des Hymnos Hochgesang
Wollen wir dein Lob besingen!

Deines Mundes heil'ge Lehren,
Deinen Willen, deine That,
In der Götter hohen Rath,
Preisen wir in Jubelchören!

Beide Chöre.

Wunderbar sind des Geschickes Mächte,
Von der Gottheit heil'gem Blick bewacht,

Tritt das Fatum stets in seine Rechte,
Still vertrauend seiner Wundermacht.
Zu den Göttern hingewendet, ringen
Erdgeborne nach dem fernen Ziel;
Aber das Vollbringen, das Gelingen,
Das allein nur ist des Schicksals Spiel.
Weise lebt und glücklich, der vertrauend
In der Götter Willen sich ergiebt,
Und stets auf die Kraft der Tugend bauend,
Sie im Kampfe mit dem Schicksal übt.
Dornenvoll sind ihre Himmelspfade;
Aber lohnend ist des Sieges Preis;
An Kronions lächelndem Gestade
Blüht die Rose und der Myrthe Reis. —

An die Deutschen.

(Am 18. October 1835.)

Hell strahlt der Freiheit milde Sonne,
Wohlauf! erfüllt des Dankes Pflicht!
Begrüßt den hehren Tag der Wonne
Mit ernster, froher Zuversicht.

Er glänzt in Clio's ew'gen Hallen,
Gekrönt mit Sieg und Heil und Ruhm,
Ein freud'ger Siegesbot' uns Allen,
Verkündend Deutschlands Heldenthum.

Mein Vaterland gieb Gott die Ehre,
Ihm sei der Herzen Dank geweiht,
Denn Schwerter nicht, nicht Flammenmeere,
Der Himmel nur gab Sieg im Streit!

Gott knüpfte fester unsre Bande,
Hielt in der Völkerschlacht Gericht;
Erlösung ward dem heim'schen Lande,
Der Ew'ge rief, da ward es Licht!

Triumph! Herrscht jetzt nicht heil'ger Friede,
Ist nicht getilgt die tiefe Schmach?
Drum lebe fort im deutschen Liede,
In deutschen Herzen dieser Tag!

Bekränzt, ihr holden deutschen Frauen,
Die ruhmgekrönte Heldenschaar,
Die einst durch Muth und Gottvertrauen
Des Vaterlandes Retter war.

Gedenkt beim frohen Siegesklange
Der Edeln, die das Grab umschlang,
Und weihet im Triumphgesange
Auch ihnen heut' der Wehmuth Dank!

Stimmt ein! Dem deutschen Vaterlande
Im Männerkreis' ein dreifach Hoch!
Die Freiheit herrsch' im Lichtgewande!
Trotz jeglichem Tyrannenjoch!

Zum Völkerfeste.

(Am 18. October 1836.)

Dulce et decorum est pro patria mori.
Hor. L. III. Od. 2, 13.

Heut ist der Freiheit Tag,
Der einst getilgt die Schmach!
Sieg bleibt das Losungswort!
Gott, Gott ist unser Hort!

Der Freiheit Licht begann zu tagen,
Da rief der Himmel uns zum Schwert;
Bei Leipzig ward die Schlacht geschlagen
Für unser Erbe, unsern Heerd.

Viele beim Siegesklang
Friedlich die Gruft umschlang;
Aber aus Nacht und Tod
Lächelte Morgenroth.

Nicht Alle sah'n der Freiheit Sonne
Aus Schlachtendonner aufersteh'n,
Im Vorgefühl der Siegeswonne
Entschwebten sie zu Sternenhöh'n.

Denkt ihr der Sorg' und Noth,
Eh' uns ein Gott entbot?

Wohl! im Triumphgesang
Jauchze des Siegers Dank.

Entweihet waren Deutschlands Gauen,
Entwendet das Palladium,
In Thränen seufzten Mädchen Frauen,
Ob dem entsunk'nen Heldenthum.

Doch war Erlösung nah;
Heil dir, Germania!
Gott hielt im Kampf Gericht,
Und sprach: Es werde Licht!

Der Friede kehrte segnend wieder,
Auf Heldengräber pflanzten wir,
Entwunden der zertret'nen Hyder,
Voll Himmelskraft das Siegspanier!



Widmung.

Den hanseatischen Kampfgenossen von 1813 und 1814,

zum Völkerfeste des 18. Octobers 1837.

Gott mit uns! des Friedens Sonne
Lächelt mild in Flur und Hain,
Blüthenglück und Freiheitswonne
Kehrten wieder bei uns ein;
Denn im Schatten deutscher Eichen,
Nach vollbrachtem Siegeslauf,
Pflanzten wir des Sieges Zeichen
Ueber Heldengräbern auf!

Heil der ahnungsvollen Stunde,
Wo zum freud'gen Opfertod,
Zum geweih'ten ernsten Bunde
Uns des Himmels Ruf entbot!
Unsre Schmach vereint zu rächen,
Ehre, Freiheit, Vaterland, —
Lorbeern, frisch und roth, zu brechen,
Stählte sich der Deutschen Hand.

Heute ist des Tages Feier,
Der einst das Palladium
Durch des Vaterland's Befreier
Rettete mit Glück und Ruhm.

Hansasöhne, tapfre Streiter,
Eu'r auch ist des Tages Preis!
Und die Muse, sanft und heiter,
Weihet Euch ein Blüthenreis.

Denkt mit Ernst der bittern Leiden,
Die uns trafen fern und nah;
Aber denke auch der Freuden
Unsers Sieg's, Hammonia!
Denkt mit edlem Selbstvertrauen,
Brüder, jener großen Zeit,
Denkt der Sclavennächte Grauen, —
Denkt der Freiheit Seligkeit!

Reicht auf's Neu euch heut die Hände,
Schwört bei dieses Tages Glück,
Daß kein deutsches Herz sich wende
Bis zum letzten Augenblick, —
Daß die Herzen nie erkalten,
Hebt zum Himmel ernst die Hand:
Deutsche Freiheit möge walten,
Als des Glückes Unterpfand!

Fest-Prolog
zur Feier des 18. März 1838.

„Ehmals verlor mein fliegender Blick in des Lebens
Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war,
— — Nun erlebt' ich, was sich
Ueber Gewünschtes erhob.“

Klopstock.

Der Schauplatz ist ein großartiger Säulenhof; im Hintergrunde ein tempelähnliches Gebäude, an dessen Fuß eine Wolke ruht.

Mars, der Kriegsgott, im antiken Costüme, und der Dämon der Unterdrückung, gleichfalls antik gekleidet, aber mit dem fränkischen Adler auf Schild und Helm, treten von verschiedenen Seiten auf.

Mars.

Zu lange rastete schon diese Welt,
Drum eilt der Kriegsgott vom Olymp hernieder,
Mit Schwert und Fackelbrand durch Flur und Feld;
Das Höchste ist des Sieges Lichtgefieder!
Der Ruhm ist mein, Napoleon mein Held,
Drum weih' ich ihn zur flügelschnellen Hyder!
Von Pol zu Pol gebiet' er nur allein:
Die Völker alle sollen Sclaven sein!

Der Dämon der Unterdrückung.

So mein' ich's auch! es soll und muß gelingen,
Sobald der Kriegsgott mir zur Seite steht;

Vereint mit dir werd' ich das Ziel erringen,
Daß alle Welt zu meinen Füßen fleht;
Vom Schicksal wollen wir das Glück erzwingen,
Das unsern Ruhm zum Sternenzelt erhöht;
Verwischt fortan sei jede Spur des Alten,
Denn wer vermag den Wogensturm zu halten?!

Mars (seinen Stab schwingend).

Ha, sende deine Donner Zeus! Damit
Der Staaten morscher Bau zusammenkrache,
Daß unter meines Fußes eh'rnem Tritt
Verstummen muß das Aufgebot zur Rache!

(Blitz und Donner.)

Das Schwert, ich leg' es in der Völker Schale,
Des Schwertes Wucht statt goldenen Gewichts,
Und so vernicht' ich denn mit einem Male
Den Bau verjährter Rechte, angesichts.
Was ist des Rechtes angestammte Würde,
Was todte Formen, ängstlich stets bewacht, —
Was anders denn, als eine schwere Bürde,
Ein Popanz, den die Gegenwart verlacht?!

Blitz und heftiger Donnerschlag. Die Wolke im Hintergrunde theilt sich und man sieht den Genius der Völker, auf Mohn gebettet, ruhen.

Der Dämon der Unterdrückung.

Ha, sieh das Schooßkind der Verzärtelung,
Wie ruhig schlummerts in der Zaubernacht,
Der Völker Genius stets alt und jung,
Von unsichtbaren Mächten still bewacht;

Nicht ahnend, welche Stürme ihn bedrohen,
Pflegt er der Ruh, indeß die Windsbraut naht;
Jedoch auch bald ist sorglos er entflohen,
Eh' noch das Traumbild wird zur kühnsten That.

Mars.

So laß uns nützen denn die Zeit,
Daß wir die Welt im Traum noch überraschen;
Wer bauen will für eine Ewigkeit,
Muß nach der Gunst des Augenblickes haschen.
Das Glück ist wandelbar, wie Tag und Nacht,
Doch bleibt's dem Kühnen dauernd zugewendet,
Vertrauen wir drum muthig seiner Macht,
Daß nie der Siegeslauf des Helden endet;
Vereint ihm überall zur Seite geh'n
Sei unsre Pflicht, sei unser beider Sache, —
Am fernen Nilstrom seh' ich jetzt ihn steh'n,
Komm, daß ich ihn zum Kaiser mache!

(Beide ab.)

Blitz und Donnerschlag. Ein rother Feuerschein erhellt den Hintergrund, und zwischen den Säulen des Tempels erblickt man Napoleons Bildniß. Der Genius der Völker erwacht, und erhebt sich von seinem Wolkensitz.

Genius der Völker.

Wie ist mir, welch ein Sturmestoben!
Die Erde bebt, der Ocean!
Die Schwerter sind zum Kampf erhoben,
Ein Himmelsstürmer braus't heran.
Zertreten sind die gold'nen Saaten,
Mit Blut gefärbt ist Land und Meer,

Zerrissen ist das Band der Staaten,
Und Alles — wie von ohngefähr; —
Ha, wie die Todesschlünde flammen,
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land!
In Trümmer stürzt die Welt zusammen
Vor des Titanen grauser Hand.
Auch dort, in eis'gen Regionen,
Ein schauervolles Fackellicht!
So weit auf Erden Menschen wohnen
Erblickt man noch den Zielpunkt nicht.
An umgestürzten Königsthronen
Vorüber stürmt er keck und kalt —
Vereinen will er alle Kronen
Und wären sie auch noch so alt!
Wohin sich auch der Blick mag wenden,
All, überall nur Mißgeschick!
Allmächtiger wann soll das enden,
Ist denn entschwunden jedes Glück?!

Liebe, Glaube und Hoffnung treten, allegorisch gekleidet, aber gefesselt, als Genien auf.

Liebe.

Wo ist für mich noch ein Asyl zu finden,
Schwach ist der Liebe treue Himmelskraft;
Das Recht des Stärkern gilt. Zu Todesschlünden
Ist meine Friedenswohnung umgeschafft.

Die Tugend wich, die Liebe darf nicht weilen,
Nicht länger trag' ich diese tiefe Schmach;

Doch wohin soll mein flücht'ger Fuß jetzt eilen,
Ein Trauerflor verhüllt den lichten Tag.

Glaube.

Nicht muthlos laßt uns, Schwester, klagen,
Die Morgenröthe folgt der Nacht!
Einst wird der Freiheit Sonne tagen
Auch uns durch festen Glaubens Macht.

Groß ist der Herr und ernst sein Walten:
Durch Prüfung geht der Weg zum Licht,
Einst schwinden diese Traumgestalten,
Denn Gott hält einst im Kampf Gericht.

Hoffnung.

Er hält Gericht und wird uns rächen,
Der Hoffnung Stimme selten trügt!
Europens Säulen konnten brechen,
Das Land der Eichen ward besiegt:
Doch glimmt der Hoffnung Himmelsfunken
Im Tiefsten noch der deutschen Brust.
Zwar ist er tief, ja tief gesunken,
Doch bringt er neue Kampfeslust.
Nie wird der Hoffnung Stern erbleichen,
Hell leuchtend über Feindes Leichen,
Wird einst er auf Germaniens Au'n
Als Freiheitsstern herniederschau'n.

Genius der Völker.

So brecht die Fesseln, die ihr traget!
(Die drei Genieen zerbrechen ihre Fesseln und werfen sie von sich.)

Merkt auf der große Morgen taget,
Und weckt der Völker Heldengeist.
Nicht länger soll die Freiheit klagen,
Doch gilt es noch ein blutig Wagen,
Eh' Deutschlands Sclavenkette reißt.

Ein anfangs unsichtbarer Chor deutet das Erwachen der Freiheit an, und erscheint während des Gesanges im Hintergrunde der Bühne.

Chor.

Gott mit uns! die Sterne winken,
Hell erglänzt des Kreuzes Bild;
Vater hilf! die Schwerdter blinken,
Sei du unser Schirm und Schild!

Horch! die Völker all' erwachten,
Freiheit gilt es, oder Tod,
Nur im Blut der Völkerschlachten
Tagt der Freiheit Morgenroth.

Laß der Rettung Tag erscheinen,
Ew'ger, höre was wir fleh'n!
Schütz' in aller Noth die Deinen,
Laß uns fest im Kampf besteh'n.

Gott, wir harren, — weinen, beten,
Nicht um Edelstein und Gold: —
Schmetternd rufen die Trompeten
Für der Freiheit Ehrensold!

Horch, uns mahnt der Väter Erbe,
Auf, umgürtet euch das Schwert!
Heilig ist des Kampf's Gewerbe
Für den heimathlichen Heerd.

Wirst dein Antlitz nicht verhüllen,
Unser Vater, unser Hort!
Und ob Schlachten auch erbrüllen:
Freiheit sei das Losungswort!

Blitz und Donner während der Schlußstrophen; Napoleons Bild verschwindet; ein weiblicher Chor (als Genien gekleidet) erscheint auf der andern Seite.

Chor der Genien.

Tadelt nicht des Himmels Willen!
Der die Welten schuf und hält,
Wird auch unsre Thränen stillen, —
Er ist unser Siegesheld.
Heilig! heilig! laßt uns singen,
Gott ist groß! es wird gelingen.

Väter, Brüder, unsre Lieben,
Alle steh'n zum Kampf bereit;
Und der Trost ist uns geblieben,
Den der Völkersieg uns beut,
Den ein Gottesruf begründet,
Und Erlösung uns verkündet.

Viele werden sich vermählen
Mit der freud'gen Schlachtenbraut,

Und im „Siegerheimzug fehlen,“
Wenn der schöne Morgen graut.
Doch der Wehmuth Laut verhalle,
Denn wir sind Germanen Alle!

Beide Chöre.

O, du, der Welten Lenker, ernst und mild
Im Friedensstrahl und in entflammten Heeren,
Dir weihten wir an heiligen Altären
Der Freiheit Banner mit des Kreuzes Bild.
Nur du allein gebeutst im Sturm den Meeren,
Du kannst auch, Ew'ger, unserm Jammer wehren,
Drum sei im Völkerkampfe unser Schild!

Waffentanz. — Die Scene verwandelt sich in ein waldumgrenztes Thal, von grünem Lichte erleuchtet; der hintere Vorhang erhebt sich, und man erblickt einen einfachen Altar mit Eichenlaub geschmückt, auf welchem die lorbeerbekränzten Büsten der Kaiser Alexander und Franz I., und des Königs Friedrich Wilhelm sich befinden; über ihnen hängen trophäenartig Fahnen und Standarten. Vor dem Altare liegen französische Adler über einander gekreuzt. An der Vorderseite des Altars befindet sich ein rothes Kreuz mit der Inschrift: „Gott mit uns.“ — Die Chöre bilden einen Halbkreis um den Altar. — Eine Victoria erscheint mit dem Palmzweig; ihr folgt Mars und der Dämon der Unterdrückung in Fesseln, von zwei kleinen Genien geführt. Die Genien der Freiheit und Eintracht folgen; den Schluß macht der Genius des Friedens. Am Altare bilden diese, der Genius der Völker, Liebe, Glaube und Hoffnung eine Gruppe. Mars und der Dämon der Unterdrückung knieen. Während der Gruppirung beginnen die Chöre.

Chöre.

Triumph! Ihr Jubellieder tönet,
Errungen ist der Völkersieg!
Der Sternenrichter ist versöhnet,
Gefesselt ist der blut'ge Krieg.

Triumph! Die Sclavenketten sanken
Hell leuchtet jetzt der Freiheit Licht;
Das Land der Eichen konnte wanken,
Doch sinken, fallen durft' es nicht!

Vergebens war nicht unser Streben
In unsrer höchsten letzten Noth;
Die Tapfern alle sollen leben,
Für Helden giebt es keinen Tod.
Es galt ein männliches Ertragen,
In jener großen, ernsten Zeit;
Da ward die Völkerschlacht geschlagen,
Und Deutschlands alter Ruhm erneut!

So laßt uns denn mit Ernst gedenken
Der mahnenden Vergangenheit,
Daß Gott auch ferner möge lenken
Die Herzen stets zur Einigkeit;
Sie ist des Himmels holde Gabe,
Das schützende Palladium,
Das von der Wiege bis zum Grabe
Beschirmt der Freiheit Heiligthum.

Auch unser ward des Sieges Wonne,
Der Hansa Söhne, ruhmbekränzt,
Begrüßten einst der Freiheit Sonne,
Die noch auf unsern Fluren glänzt.
Ihr Name strahlt im Siegerkranze
Für immer herrlich fern und nah,
Drum blühe fort im alten Glanze
Du freie Stadt, Hammonia!

Schluß-Chor.

Heil dir, Hammonia!
Gott schützt' uns fern und nah,
Als wir zur Freiheit erwachten.
Sein ist des Sieges Preis,
Dankt ihm, so Kind als Greis,
Dankt ihm, dem Lenker der Schlachten!

Jauchzet von Mund zu Mund:
Vivat der Völkerbund!
Laßt die Posaunen erschallen!
'S war ja vereinte Macht,
Die uns den Sieg gebracht,
Freiheit und Frieden uns Allen!

Unseren freien Staat
Segne des Höchsten Rath,
Daß er stets wachse und blühe!
Daß nie dem Vaterland,
Nie von der Elbe Strand
Eintracht und Wohlstand entfliehe!

Am Neujahrsmorgen.

Es lächelt mild in sanftem Rosenschimmer
Des neuen Jahres erstes Morgenlicht.
Auf heitres Blüthenglück und Glückestrümmer
Blickt liebevoll auch heute, so wie immer,
Des Sternenrichters heh'res Angesicht.

Im Busen regt sich uns ein neues Streben,
Die Zukunft fesselt unser Aller Blick;
Der Hoffnung holde Genien umschweben
Mit Traumgestalten uns für's neue Leben, —
Doch kehrt auch die Erinnerung zurück.

Noch schlummern, Allen unbekannt, die Loose
Der Schicksals-Urne einer ganzen Welt;
Noch ruht die Zukunft in der Zeiten Schoße,
Noch glüht am Zielpunkt Edens Wunderrose, —
Und wohl dem Glücklichen, der sie erhält!

Drum muß Erinn'rung unsre Schritte leiten
Auf dieses Lebens dunkelm Pilgerpfad;
Das Werdende entsprang zu allen Zeiten
Dem todten Meere der Vergangenheiten,
Umfassend stets Gedanken, Wort und That.

Doch Hoffnung darf im Herzen nicht erkalten, —
Sie werde mit dem jungen Jahre neu!
Wie dann die Zukunft sich auch mag gestalten:
Vertrau'n auf Gott und auf sein heilig Walten
Erhalt' uns stets im Denken, Handeln frei!

Die Freundschaft schließe fester ihre Bande
Mit stiller Wonne um den Herzensbund,
Und wo in festlich-heiterm Lenzgewande
Der Liebe Blumen blüh'n: zum Feenlande
Gestalte dort sich dieses Erdenrund.

Wo trauernd in der einsam-stillen Hütte
Ein Menschenherz des Kummers Thränen weint,
Da mildre heut des Schicksals eh'rne Tritte,
Da werde nicht des Dulders fromme Bitte
In dieser Stund', o Gott, von dir verneint!

Zufriedenheit sei Jedem zugemessen, —
Sie ist des Herzens reinstes Sonnenlicht,
In Prüfung Trost, die Freudenquelle dessen,

Der nie in seinem Glücke hat vergessen
Der edlen, schönen, großen — Menschenpflicht!

So wird das neue Jahr nur Wonne bringen,
Und jedem Stande Segen und Gedeih'n;
Der Handel blüh'n, zu fernen Meeren dringen
Hammonia's Wimpel; Gutes wird gelingen,
Und Jeder sich der schönern Zukunft
freu'n!

An C. B.....

als er sich den Studien widmen wollte.

Noch wandelst du im Morgenroth der Jugend,
Und heiter lächelt dir des Schicksals Gunst;
Drum waffne dich mit Gottesfurcht und Tugend,
Denn ohne sie ist alles Wissen Dunst.

An F. W....

bei seinem Abgang zur Universität.

Für's Leben merke dir die Lehre:
Das Wahre suche, lieb' und ehre
Was gut und schön ist in der That,
Dann wandelst du der Tugend Pfad.

An Ventulus Thraso.

Stets eingedenk sei deiner Pflicht,
Doch sprich davon nicht viel;
Durch Werke nur, durch Worte nicht,
Gelangt man schnell zum Ziel.

An H . . . . . r.

(In's Stammbuch.)

Religion und Tugend nur führen zum würdigen Ziele,
Ewig und ewig verknüpft, schaffen sie dauerndes Glück!
Wähle die eine! und stets auch wird dich die andre umschweben,
Wenn du auf offenem Meer einst nach dem Hafen dich sehnst.

Der Glücklichste.

Wer ist der Glücklichste? Wahrlich! es lebt auf Erden nicht Einer,
Der nicht schon Böses erfuhr oder erfahren noch wird;
Nur wer die Gaben des Schicksals, denen er nicht kann entgehen,
Immer auf's leichteste nimmt, der ist der Glücklichste stets!

Gnome.

Willst du der Liebe Freuden rein geniessen,
So darf die Welt von deinem Glück nichts wissen.

Wahrer Werth.

Nicht nach der Größe der Gabe, nicht nach dem Umfang derselben,
Darfst du bestimmen den Werth, den als Geschenk sie besitzt;
Nicht ob größer, ob kleiner, glaub' mir, das ist nicht die Frage,
Sondern die Art, wie du giebst, das nur bestimmet den Werth.

Der echte Meister.

Kannst du der Traurigkeit, kannst du des Trübsinns Meister dich rühmen,
Wahrlich! dann hast du's erkannt, was uns zu Menschen erst macht.

Bewährtes Mittel.

Kummer der Seele, der Schmerz, der den geistigen Menschen durchschauert,
Schwindet, wie Nebel am Bach, durch das erleichternde Wort.

Ein kleiner Unterschied.

Geben und geben wollen sind zwei verschiedene Dinge:
Bist du zu geben bereit, Lieber! so sprich's nicht erst aus.

II.

Prosa.



Göthe's Faust.

Erläuternde Abhandlungen

über

Sinn und Zusammenhang

des ersten und zweiten Theils

der Tragödie.

I.

Allgemeines.

Göthe's Faust ist das geheimnißvollste Product der Poesie. Absichtlich hat der Dichter die heterogensten Dinge zusammengestellt, die verschiedenartigsten Elemente in einander verschmolzen, und das ganze Gewebe von Phantasie, Kunst, Gelehrsamkeit und Weltansicht, in einen so phantastischen Schleier gehüllt, kurz, wie er selbst sagt, so viel „hineingeheimnisset", daß Gelehrsamkeit und Phantasie ohne Welt- und Menschenkenntniß allein nicht hinreichen würden, den Zauber zu lösen, der überall in den verschiedenartigsten Gestalten hervortritt.

Lange nicht so schwierig würde das Verständniß des Faust sich ergeben, wenn unter der Hülle der Poesie nicht unverkennbare Gestalten schimmerten, in denen sich nicht allein der Dichter selbst und seine persönlichen Verhältnisse, sondern auch Schattenrisse seines Zeitalters abspiegeln; wenn sich nicht mannigfache Spuren zeigten, wo Göthe den Gefühlen, die in ihm während des inhaltreichen Laufes von mehr

als einem halben Jahrhundert entstanden, unter der Maske einer bedeutungsvollen Phantasmagorie Leben und Bestandtheile gab; allein Göthe hat die Faust-Sage, zwar in ihren Grundzügen aufgenommen, aber verwandelt und mit kräftiger Genialität im zweiten Theile fortgebildet. Die gehaltreichsten, trefflichsten Beziehungen auf Natur und Geschichte, auf Vergangenheit und Gegenwart finden wir in gediegener Reife mit den reichhaltigsten Schätzen der Gelehrsamkeit eng verschwistert, und aus den Tiefen dieses großartigen Kunstwerkes schwebt der Genius des jugendlichen Dichter-Greises in vielen Anklängen und Erinnerungen herauf. Schon in den Tagen der Jugend wurde Göthe, durch das Zusammentreffen mancherlei Umstände gereizt, von der Faust-Sage ergriffen, und mit dem Leben erst hat er dies früh begonnene Werk beschlossen. So liegt denn Faust vor uns als das sechszigjährige Kind des großen Dichter-Geistes, das die Merkmale dessen, was in und um Göthe vorging, an sich trägt, und also gewissermaßen historische Andeutungen liefert, die einen tiefen Blick in die geistige Entwickelung Göthe's gewähren.

Weil indeß das magische Dunkel, welches absichtlich über diese Tragödie ausgebreitet ist, durch scharfsinnige Untersuchungen sich immer mehr erhellt; der Dichter selbst zur Lösung vieler Probleme Winke und Fingerzeige gegeben hat, die nicht wenig zum gründ-

lichen Verständniß des Ganzen, wie des Einzelnen beitragen, wenn sie richtig aufgefaßt und gehörig gewürdigt werden, und wir in seinen übrigen Werken, namentlich in „Kunst und Alterthum", „Dichtung und Wahrheit", in seinen Briefen ꝛc. über so manches, was auf den ersten Blick dunkel und zweifelhaft scheint, Aufschluß finden, so ist es allerdings befremdend, die Kritik in so hohem Maße getheilt und die Ansichten so verschieden zu finden. Noch befremdender erscheint es jedoch, wenn das kritische Urtheil da von tiefsinnigen Räthseln, unauflöslichen Problemen und verwirrendem Dunkel redet, wo doch eigentlich nur glühende Empfindung, Kühnheit der Phantasie — Dichterfreiheit zu bewundern ist!

Aber aus diesen abweichenden Ansichten gerade, aus den oft so widersprechenden Ergebnissen gelehrter Untersuchungen, besonders aber aus dem geheimnißvollen Hindeuten auf gewaltige Räthsel, ist es erklärlich, wie oft selbst Scharfsinn und Reflexion vor der sonderbaren Sphinx zurückbeben, die nach den Ansichten mancher Kunstrichter, dies Meisterwerk deutscher Kunst unzugänglich machen soll.

Sicher ist es indeß dem guten Dichter mit dem „Hineingeheimnissen" über die Maßen gelungen, und Faust ist unter den Aesthetikern gleichsam ein **pomum Eridos** geworden; aber dürfen wir deshalb annehmen, Göthe habe in seinem Meisterwerke ein endloses Irr=

gewebe niedergelegt, an welchem der Verstand sich vergebens abmühen solle? Das hieße den großen Meister deutscher Kunst verkennen! Schon **a priori** dürfen wir es dem Dichter, in dessen übrigen Werken sich eine hohe, vollendete Objectivität offenbart, unmöglich zutrauen, daß er in diesem, nach Plan und Ausführung durchdachtesten Producte seiner Muse, sich einer krassen Willkür hingegeben habe; unmöglich dürfen wir annehmen, daß er statt einer gediegenen Ideenfülle, nur verworrene, regel- und ordnungslose Gedanken, während eines reichen, thätigen Lebens mit sich herumgetragen, in dem reichhaltigsten Werke seines Genius aufbewahrt und der Welt als ein Vermächtniß hinterlassen habe!

Dunkel ist zwar vieles im Faust, besonders im zweiten Theile; aber dies Dunkel ist nicht unauflöslich, es läge sonst außer dem Bereich des menschlichen Horizonts, und das kann's nun einmal nicht, aus leicht aufzufindenden Gründen. Dem Geiste höchster Wahrheit huldigend, tritt Göthe als vollendeter Lebens- und Seelenmaler auf, indem er eine hohe Lebenstendenz aufstellt, die sowohl der Welt- als Menschengeschichte angehört. Das Wahre, Schöne und Erhabene mußte also Gegenstand seines schaffenden Geistes sein, und wir finden es überall, wenn gleich in den eigenthümlichsten Gestalten. Mystisches Dunkel würde daher mit dem Wahren und Schönen, deren

Charakter Harmonie ist, nicht zu reimen sein, denn das Gebiet des Schönen ist das Reich der Klarheit, und

— — Wahr und gut ist Eins,
Und Schönheit wohnt in beiden, und sie in ihr
In gleichem Maße. — —

(Akenside Plaes. of imag.)

Aber das Tiefe und Erhabene ist, seiner Natur nach, von dem Dunkeln, Geheimnißvollen unzertrennlich; die Wirkung dieses Dunkeln der Gedanken wie der Gefühle ist in ästhetischer Hinsicht von unermeßlicher, ganz eigenthümlicher Kraft, und diese hat der Dichter in vollem Maße zu benutzen gewußt, indem er Einbildungskraft und Vernunft in wechselseitigem Verhältniß beschäftigt; da, wo die erste erliegt, an die zweite appellirt, und so die Vernunft, das höhere Vermögen der intellectuellen Kraft, an das Gefühl ihrer Uebermacht erinnert, die vor keinen Grenzen erzittert.

In dieser Beziehung aber hat das Dunkle, Geheimnißvolle, wie verschiedenartig auch immer dessen Wirkung sein mag, nichts mit unbestimmter, mystischer Nebelhaftigkeit gemein; es ist Eins mit dem Erhabenen, und wie dieses hat es für die Phantasie wie für die Vernunft einen unwiderstehlichen Reiz. Finden wir doch auch in den Werken griechischer Tragiker dieses Dunkele, Geheimnißvolle, ungeachtet auf Hellas klassischem Boden zuerst das Schöne in hoher Klarheit leuchtete, und würden nicht so manche jener Muster-

werke ohne Scholiasten für uns undurchdringliche Räthsel sein! Freilich gehören sie einer andern Welt an, — Jahrtausende trennen uns von jenen Zeiten und ihrem Getriebe; aber um so befremdender ist es, wie die Gegenwart fast an dem Verständniß ihres Dichter-Heros verzweifelt und es unmaßgeblich der Nachwelt anheimstellt.

Hätte Göthe sich in einem Commentare über das Tiefe und Entlegnere seines Meisterwerkes erklärend ausgesprochen, so würde freilich den Wirren, die durch die verschiedenartigsten Ansichten entstanden sind, vorgebeugt, allein auch das Vergnügen, welches wir bei Enträthselung des Ganzen, unter dem Einflusse wohlwollender Genien empfinden, in demselben Maße geschwächt worden sein. Mährchenhaft ist die ganze Gestaltung des Faust, und das Tiefsinnigste, Verborgenste der poetischen Fiction trägt das Gepräge der Allegorie; allein: **L'Allegorie habite un palais diaphane,** wie Lemierre sich allegorisch ausdrückt, und wir dürfen hier auf die Enthüllung der sinnreichen symbolischen Sprache, so wie auf die Uebereinstimmung der Ideen mit Ueberzeugung Göthe's eigne Worte anwenden:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken

II.

Die Faust-Fabel.

Die Faust-Fabel, als Volkssage betrachtet, hat seit ihrem Entstehen ungemeines Aufsehen erregt. Auf dem wunderlichen Boden des Mittelalters entsprossen, trägt sie in ihren Grundzügen ganz den Stempel jener düstern, seltsamen, abenteuerlichen Zeit, und mußte daher schon frühzeitig in dem herrschenden Vorurtheil und Aberwitz, in dem Glauben an Zauberei und geheimnißvolle Verbindungen mit Dämonen, kräftige Nahrung finden.

Die Existenz des Helden dieser Sage, so wie sein geheimnißvolles Thun und Treiben schwebt nun zwar in einem magischen Dunkel, das nicht wenig zu seiner Wichtigkeit beiträgt, und frühere Schriftsteller haben sogar entweder die Wirklichkeit des Faust bestritten, oder mindestens doch den Namen Faust für fingirt gehalten, allein glaubwürdigen Autoritäten *)

*) Manlius (Faust's Zeitgenosse) in seinen Collectaneen. — Wier (gleichfalls ein Zeitgenosse Faust's). — Conrad Gesner. — Begardi (Zeyger der Gesundheyt. Worms 1539). — Melanchton &c.

zufolge brauchen wir, obgleich die Sache von keiner Wichtigkeit ist, an der derzeitigen Existenz des Doctor Faust nicht zu zweifeln.

Aus Knittlingen *), einem würtembergischen Städtchen, gebürtig, studirte er Medicin und Magie, letztere namentlich in Krakau, wo ein Professor der Magie diese Wissenschaft, die damals eine ganz besondere Rolle spielte, öffentlich lehrte; wurde dann als ein erfahrener Jünger Aeskulaps in Ingolstadt zum Doctor creirt, durchstreifte als Scholasticus vagans (fahrender Schüler) verschiedene Länder, namentlich Erfurt, Wittenberg, Prag und Parma, stand seines geheimnißvollen Wesens halber im Rufe der Zauberei, und endete, wie eifrige Autores berichten, im Geruche der — Hölle.

Nicht zu verwechseln ist indeß, wie das oft geschehen, dieser Dr. Faust mit dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, dem Goldschmied Faust oder Fust zu Mainz **), der gleichfalls im Rufe der Zauberei

*) Hr. Dr. C. L. Stieglitz (Die Sage vom Dr. Faust, mitgetheilt im hist. Taschenbuche von Friedrich v. Raumer, V. Jahrgang, 1834.) schreibt Kundlingen nach dem Manlius; allein auf verschiedenen Charten und in sonstigen geogr. Werken ist der Ort mit dem Namen Knittlingen bezeichnet.

**) C. A. Schaab, Gesch. und Erfind. d. Buchdruckerkunst rc. Th. III., S. 9.

und Teufelskunst stand *), aber ein Jahrhundert früher lebte; denn Dr. Faust existirte erst zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Außer den älteren Schriftstellern **), die über Faust berichten, und uns die Data zu dieser Bestimmung hinterlassen haben, giebt uns die Jahrszahl **1525**, mit welcher die auf Faust bezüglichen Verse in Auerbach's Keller zu Leipzig bezeichnet sind, über Faust Geschichte bedeutenden Aufschluß.

In Auerbach's Keller befinden sich bekanntlich zwei an die Wand gemalte Bilder, von welchem das eine das abenteuerliche Gelag, das andere den berüchtigten Ritt auf dem Fasse darstellt, und über welchen sich gedachte Verse befinden, die übrigens, dem Inhalte nach zu schließen, später als die Bilder entstanden zu sein scheinen, nämlich circa **24** Jahre nachher, denn erst nach Verlauf dieser Frist war Faust, wie der Bericht sagt, dem Teufel verfallen.

---

*) Verursacht durch den Brotneid der Mönche.

**) Schaab l. c. Th. I., S. 236. — Neumann, Disquisit. histor. de Fausto etc. — Unter den neuern Forschern besonders: Stieglitz l. c. — Göthe an Zelter, 1829 Th. V., S. 330.

Die Aufschrift über dem Gelage ist übrigens durch Barbarismen entstellt, und lautet folgendermaßen:

Vive, Bibe, Obgregare, Memor
Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo haec
Asterat amplo Gradu. 1525. *)

Unter dem Bilde, welches die Rittscene darstellt, befindet sich folgender Vers:

Doctor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbach's Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutterkind.
Solches durch seine subtile Kraft hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon. 1525.

Hieraus läßt sich nun zwar schließen, daß die Bilder zur Zeit, als Faust dort sein Wesen trieb, also früher als die Aufschriften entstanden sind; aber in dem letzteren Verse liegt durchaus ein Widerspruch. Denn wenn wir lesen: Doctor Faust zu dieser Frist ꝛc., so dringt sich unwillkürlich die Frage auf: Zu welcher Frist? 1525? Keineswegs, das würde nicht zum Schlusse passen, und wir sind also gezwungen, dem

---

*) Verschiedene Erklärungen dieses elegischen Distichons befinden sich in No. 22, 23 und 25 des Leipziger Tageblattes v. J. 1833. — Hr. Dr. W. E. Weber berichtigt die lat. Lesart auf folgende Weise:
Vive, bibe, obgraecare, memor Fausti hujus et hujus (ejus?) Poenae: aderat clauda haec, ast erat ampla gradu.

Verfasser jener Verse **nolens volens** eine ausgedehnte poetische Licenz zuzugestehen und das noch hinzuzudenken, was ihm in seiner Begeisterung entschlüpft sein mag, oder durch Reimzwang verfehlt ist, nämlich, daß zwischen dem Faß-Ritte und der Höllenfahrt der beträchtliche Zeitraum von **24** Jahren liegt, der hier offenbar in e i n e n Moment zusammengefaßt ist.

„Es ist überdies bemerkbar", sagt Hr. **Dr.** Stieglitz a. a. O., „daß das Bild mit Faust's Ritt eine ältere Aufschrift hatte, in weißer Farbe, worauf die spätere in schwarzer Farbe aufgetragen wurde. Die frühere ist ganz verwaschen und nicht mehr zu lesen. Uebrigens möchte auch schon das Costüme und die Kleidung der dargestellten Personen für das Jahr **1525** sprechen, welche dieser Zeit angemessener ist, als der spätern, wo schon die französische Kleidung aufkam."

Wenn gleich nun Faust außer der eigentlichen Arzneikunde und natürlichen Magie, sich auch mit den, damals in hohem Ansehen stehenden astrologischen, alchemistischen, kabbalistischen, chiromantischen und nekromantischen Mysterien beschäftigt haben mag, so dürfen wir doch zweifelsohne annehmen, daß ihm vieles untergeschoben worden ist, und zwar aus dem Grunde, weil wir ihn mit vielen verwechselt finden, die entweder wirklich den heillosen Namen Faust

führten, oder ihn auch nur bloß annahmen, um sich Wichtigkeit zu verschaffen.

Faust's Character, nach der Volkssage betrachtet, erscheint indeß schon dadurch in einem ganz anderen Lichte, wenn wir im Allgemeinen auf die Irrthümer seiner Zeit blicken, und in dem verrufenen Zögling der Hölle nur den schwerirrenden aber kenntnißreichen Mann erblicken, der selbst in der klassischen Literatur des Alterthums bewandert war, wie wir aus den Schriftstellern seiner Zeit abnehmen können.

Das Erkenntniß unserer Zeit ist glücklicherweise über den Wahn jener Epoche hinaus, und um so ruhiger und vorurtheilsfreier können wir nicht nur Faust's Thun und Treiben, sondern auch die über ihn ergangenen öffentlichen Stimmen beurtheilen. Schon das älteste Volksbuch über Faust, vom Jahre 1588, so wie die meisten nachfolgenden, schildern den Character Faust's mit den grellsten Farben, stellen sein Treiben, seine „zum Abgrund der Hölle führenden Künste", seine belustigenden Schwänke, als Teufelswerk, in dem schrecklichsten Lichte dar, und lassen ihn ein grausenerregendes Ende nehmen. Ein warnendes Beispiel aufzustellen und abzuschrecken vor solchen unseligen, höchst gefährlichen Grübeleien und Verbindungen mit dem Gottseibeiuns war daher offenbar ihre Absicht, obgleich sie dabei nicht den richtigsten Weg einschlugen, da der Ernst, mit welchem sie von

der Sache reden, derselben nur noch mehr Wichtigkeit verliehen hat. Sie hätten dem Ganzen einen lächerlichen Anstrich geben, und nicht selbst (um mit Buttler im Hudibras zu reden) gleichsam durch Sinus und Tangenten resolviren sollen, ob die Butter das rechte Gewicht habe; denn Horaz hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Meistens scheidet die Dinge das Lachen besser als Schärfe."

Das Volksbuch läßt den berüchtigten Exorcisten nach Verlauf der festgesetzten Frist vom Teufel in die höllischen Reiche hinwegführen und seine zermalmten Glieder aus den Lüften auf einen Misthaufen herabschleudern *); die Schriftsteller seiner Zeit erzählen indeß, daß er an seinem Geburtsorte **) todt gefunden sei; aber auch mit dem Gepräge der Teufelsmünze, nämlich mit umgedrehetem Halse, denn auf eine auffallende, schreckliche Weise mußte er nach ihrer Meinung nun einmal enden, damit andre vor ähnlichen Fallstricken gewarnt würden. Sein Lebensalter soll er, der Sage nach, auf 41 Jahre gebracht haben.

Auch als Schriftsteller hat man Faust auftreten lassen, und zwar in einem oeuvre hors d'oeuvre,

*) Die Berichte über Faust's Höllenfahrt sind verschieden. Einige lassen den Unglücklichen um Mitternacht auf offener Landstraße enden; Andere versetzen diese schauderhafte Scene in eine Wirthsstube.

**) Nach einigen Berichten war es das Dorf Rimlich in Sachsen, nach andern Breda an der Elbe.

„Faust's Höllenzwang" genannt, dessen sauberer Titel indeß schon den nichtigen Inhalt hinreichend anzeigt. Ob der spekulirende Doctor aber wirklich dessen Verfasser ist, steht dahin, und nichts möchte mehr zu bedauern sein, als die Zeit, die man bei Nachforschung über das pro und contra verlieren würde *).

Eine wichtige Rolle spielt der Hund Prästigiar (Prästigiä, Blendwerk), den die Faust-Sage als treuen Begleiter des Doctors und als metamorphosirten Teufel auftreten läßt. Dies ist übrigens nicht der einzige Fall, daß man dem Teufel die Ehre erzeigte, ihn unter der zottigen Haut eines treuen Hundes erscheinen zu lassen; beim Pabst Sylvester II., C. Agrippa ꝛc. finden wir dasselbe Mährchen, und müssen es der guten, alten, abergläubischen Zeit zu Gute halten, daß sie in der Anhänglichkeit der treuen Hundenatur teuflische Elemente zu erblicken wähnte. Diese Andeutungen, denen sich übrigens noch mehrere hinzufügen ließen, zeigen zur Genüge, wie Faust's Leben und Treiben überall märchenhaft erscheint; dem Probierstein unserer Zeit kann es indeß nicht schwer fallen, die Spreu vom Korn zu unterscheiden.

*) Als Herausgeber dieses Werkes, welches ein System der Magie enthält, wird Christoph Wagner, Faust's Famulus, genannt, dessen bornirtes Wesen schon im Volksbuche und Puppenspiele gedacht wird. Wagner ist übrigens eine historische Person, dessen Verhältniß zu Faust nicht zu bezweifeln ist.

III.

Die Faust-Tragödie.

Nicht nur das Volksbuch und andre Erinnerungen, sondern auch eigne alchemistische und kabbalistische Versuche erfüllten Göthe's jugendlich aufstrebenden Genius mit „ganz eignen Gefühlen" und nahmen seine „überfreien Gesinnungen" durch höchst eigenthümliche Reize für die Faust-Sage ein. Die ersten „schwankenden Gestalten" des erst lange nachher vollendeten Meisterwerkes Göthe'scher Muse, tauchten schon ums Jahr **1770** in des Dichters Innerm auf, und **1786** erschien das erste Fragment des Faust. Neben seinen übrigen herrlichen Werken, Iphigenia, Tasso, Egmont, arbeitete Göthe auch an der Ausführung dieses Fragments, das denn auch in seinen, in jenem Jahre herausgegebenen Werken vermehrt erschien. Aber dies war nur die erste Hälfte des großen Doppeldrama's, die, obgleich sie ihrer Eigenthümlichkeit wegen, in der deutschen Literatur Epoche machte, dennoch immer nur ein Fragment blieb. — Viele hielten zwar die Tragödie mit dem ersten Theile

für abgeschlossen, und zweifelten an der Möglichkeit einer geeigneten Fortsetzung derselben; allein der Plan zu dem Ganzen war von dem Dichter schon seit der ersten Anlage vollkommen durchdacht, und er äußert sich selbst hierüber in einem Briefe vom 17. März 1832 an W. v. Humbolt:

„Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Character zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einen so lange nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen." *)

*) Kunst und Alterthum, VI. 3. S. 624.

Von einem Göthe war es indeß schon a priori zu erwarten, daß er das begonnene Werk seines Lebens vollenden und uns nichts Halbes hinterlassen würde. Viele wünschen zwar, Faust hätte ein Fragment bleiben, und Göthe es also beim ersten Theile bewenden lassen sollen, — sie wünschen, daß der Zauber, der sich mit dem Schlusse der letzten Scene des ersten Theiles über Faust's Schicksal verbreitet, nie gehoben worden wäre, theils der erschütternden Wirkung wegen, theils wegen der größern Uebereinstimmung mit der Absicht und Bestimmung der Volkssage. Wenn gleich nun das Erhabene, wie die Tiefe des Eindrucks dieser Schlußscene nicht zu verkennen ist, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß die Grundidee in der Ausführung durchaus verfehlt worden wäre, wenn Faust's Schicksal sich auf eine so dunkle, unbestimmte Weise geendet hätte. Merkwürdig ist indeß dabei der Unwille, den Manche über die glückliche Wendung, über den beruhigenden Ausgang der Tragödie haben laut werden lassen. Der in dem Himmel aufgenommene Bösewicht gehöre in die Hölle, weil er ohne Reue und Buße scheide, und die entsetzlichste Sünde unter der Sonne begangen habe, — das ist ihr Criterium; aber sie bedenken nicht, daß ein solches Ende mit dem Prologe, der doch überall eigentlich zur Exposition dient, in offenbarem Widerspruch gewesen wäre. —

Im Prolog aber finden wir hierüber genügenden Aufschluß:

Der Herr.

Wenn er (Faust) mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße sacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

In diesen Worten ist Plan und Absicht hinreichend angedeutet. Beruhigend also mußte das Trauerspiel enden, so verlangt es Herz und Gemüth nicht minder wie das ästhetische Wohlgefallen, welches zu erregen höchster Zweck der Kunst ist. Allein dies war nicht die einzige Absicht, die Göthe bei Bearbeitung des zweiten Theiles seiner Faust-Tragödie hatte; es war ihm eben so sehr darum zu thun, wie er selbst äußert *), Faust aus der bisher kümmerlichen

*) Kunst und Alterthum VI. 1. S. 201.

Sphäre, in welcher er sich im ersten Theile bewegt, ganz zu erheben, und einen solchen Mann durch würdigere Verhältnisse durchzuführen, was ihm bei einem dramatisirten Mährchen nicht sehr schwierig werden konnte, und ihm denn auch auf eine würdige Weise gelungen ist. Auch in diesem zweiten Theile sind die Andeutungen der Faust-Sage benutzt; denn auch nach dem Volksbuche spielt Faust am Hofe Maximilians I. eine Rolle und erhält die griechische Helena zum Weibe.

Aber ungeachtet der vielfältigen Schönheiten, die uns im zweiten Theile vorgeführt werden, ungeachtet der gediegenen Ideenfülle desselben, die sich bei weitem noch über den ersten Theil erhebt, ungeachtet der natürlichen Folgerung der Scenen, die in schönster Harmonie auf den einmal aufgenommenen Faden neben einander gereihet sind, und immer eine aus der andern auf die zwangloseste Weise entspringen, ungeachtet Göthe es selbst ausgesprochen hat, daß der Plan des Faust ihn durchs Leben begleitet und immer derselbe geblieben, — giebt es dennoch, obwohl seltsam genug, dennoch Manche, die durch die Erscheinung des zweiten Theiles, die Illusion des Ganzen für vernichtet halten, indem sie wähnen, es mangele dem zweiten Theile die geweihte Stimmung, in welcher der erste geschaffen sei, vorzüglich aber dadurch

ihr Interesse erkaltet fühlen, daß der Unersättliche im Sinnenrausche nicht ein, der Absicht des Volksbuches analoges Ende genommen hat. Diesen ist am sichersten zu rathen, sich mit dem Dichter selbst abzufinden, da in seinem Werke die kräftigsten Erwiderungen auf ihre Einwüefe sich befinden; obgleich weiterhin, der Tendenz dieses Werkes gemäß, die nöthigen Fingerzeige angedeutet werden. Noch Andere äußern in ihrem resummirten Urtheile, daß das Werk eines Greises unmöglich noch die Dichtergluth besitzen könne, die der Jüngling athmete; sie halten sich schon **a priori** davon überzeugt, nnd bedenken nicht, daß ihre Prämissen leere Hirngespinste sind, die schon ein leichter Hauch verweht; sie ahnen nicht im Entferntesten, daß es eine Quelle der Verjüngung giebt, die wirklich und unversiegbar im Haine der Musen fließt.

Göthe arbeitete indeß seinen Faust, wie er selbst sagt, nicht gleich der Reihenfolge nach durch, sondern nur die interessantesten Stellen, die er nachher verband, und der Abschluß des Fauß war schon eher fertig, als das Uebrige, nämlich schon im Sommer 1829. Im Jahre 1831, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe der Göthe'schen Schriften wurden dem Faust wieder einige Scenen beigegeben, und in dem schriftstellerischen Nachlasse des Verewigten befand sich der vollständig ausgearbeitete zweite Theil des Faust, der

seitdem in verschiedenen Ausgaben erschienen ist. So denn liegt der Faust vor uns, als ein vollkommen abgerundetes Ganzes, und nicht geringes Erstaunen erregt es, das Frühere mit dem Spätern auf eine so bewundernswürdige Weise verknüpft, den Eingang mit dem Schlusse im schönsten Einklange, und die Ideale der ersten Jugendträume mit der Klarheit des lichtahnenden Greisenalters in reinster Harmonie zu finden.

IV.

Faust's Character.

Faust's Character trägt das Gepräge des sechzehnten Jahrhunderts. Wie in dieser Epoche einer bedeutungsvollen Aufregung, die einer allgemeinen Erschlaffung folgte und einer nothwendigen Regeneration voranging, — der Drang nach höherem Wissen, verborgener Kunst und Genuß prädominirte, eben so finden wir in Faust's Character, der sich aus diesem Gärstoff hervorarbeitete, dieselben Grundzüge. Der Faust der Sage ist, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, nichts als ein sogenannter fahrender Schüler *),

*) Fahrende Schüler nannte man in jenem Zeitalter diejenigen angehenden Gelehrten sämmtlicher Facultäten, namentlich aber diejenigen jungen Theologen, die nach beendigtem Studentencurse von Ort zu Ort wanderten und durch Gastpredigten, Vorsingen in der Kirche, und theilweise auch durch Unterricht &c. ihr Brot zu verdienen suchten, bis sie eine sichere Anstellung fanden. Ihrer Lebensweise nach waren sie größtentheils eine Art gelehrter Landstreicher. Der Ausdruck Fechten, der noch jetzt den wandernden Handwerksburschen anklebt, und so viel als Betteln

ein verrufener Schwarzkünstler, ein Adept *). Göthe's Faust bewegt sich in einer angemesseneren Sphäre,

bedeutet, stammt von ihnen her, weil sie mit dem Degen an der Seite, auf ihren Wanderungen, ihre Zunftgenossen um einen Zehrpfennig ansprachen, wozu sie ein Recht hatten. In ihrer verrufensten Periode übten sie gewissermaßen eine literarische Wegelägerung und das Faustrecht des Gelehrtenstandes.

*) Adept heißt so viel, als einer der es erreicht hat, d. h. der hinter diejenigen Geheimnisse gekommen ist, oder vielmehr gekommen zu sein glaubt, welche die Natur dem Uneingeweiheten und Unerleuchteten vorenthält. Die Wissenschaft oder Weisheit, die aus diesen Geheimnissen entspringt, heißt philosophia adepta. Unter den Adepten giebt es nur Wenige, die, wie z. B. Paracelsus, wirklich positive Kenntnisse besitzen; ihr ganzes Streben geht dahin, mittelst der Alchemie oder Alchymie den verlornen Stein der Weisen künstlich zu verfertigen und sich zu unumschränkten Herren der Natur zu machen. Vom Steine der Weisen erzählt uns indeß die Rabbinische Mythe folgendes Märchen: Als König Salomo den Tempel des Herrn aus nicht mit Eisen behauenen Steinen erbauen sollte, wußte er sich einen Stein zu verschaffen, den der Teufel Abramelech zu dieser Kunst besaß. Abramelech kam nämlich täglich zu einem Brunnen im Walde, der mit sieben Siegeln verschlossen war, um daraus zu trinken. Salomo untergrub daher den Brunnen, leitete das Wasser ab, und füllte den Brunnen mit Wein. Als nun Abramelech wieder zum Brunnen kam und berauscht wurde, überfiel ihn Salomo und fesselte ihn, bis er ihm den Stein auslieferte, welchen er nun in einen Ring faßte und beständig am Finger trug,

und in ihm offenbaren sich die Elemente jenes Zeitalters auf eine anschaulichere, bedeutungsvollere Weise. Zweifel, Wissensdrang, Hochmuth, Ueberdruß und Genußgier sind die Quintessenz seines Wesens. Göthe äußert sich hierüber in Kunst und Alterthum:

„Faust's Character, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdenschranken sich ungeduldig fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt. Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog,

---

so daß er durch ihn alle seine Wünsche befriedigen konnte. Den Teufel schmerzte jedoch der Verlust seines Steines, er zog daher unvermerkt dem Salomo den Ring vom Finger und warf ihn (den Ring) in's Meer. Der Stein ging also verloren; allein die Adepten laboriren daran, ihn wieder zu erlangen, denn ihrer Meinung nach, ist er ein Mittel zur Erfüllung aller Wünsche, ein Hauptmittel der Goldmacherkunst und zur Bereitung der Lebenstinctur. Gold, Quecksilber, Vitriol, Weinstein, ein Hahnenei ꝛc. sind die Hauptingredienzen zur Composition dieses Steines.

daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu unternehmen sich gedrungen fühlten." *)

Mit einem Worte also, Faust fühlt sich zu beengt in den ihn umgebenden Erdenschranken, und sucht diese daher in seinem rastlosen Streben gewaltsam zu zersprengen, indem er einem dunkeln Drange folgt. Aber der innere Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit gebiert in ihm nur noch mehr Unruhe, sein nie befriedigtes Wesen bildet eine, mit dem Leben erst beschlossene Reihe von Irrthümern, und mit doppelter Gewalt dringen die Worte an unser Herz:

„Es irrt der Mensch so lang' er strebt."

Wenn gleich nun Faust's ganzes Wesen, sein ganzes Streben, seine ganze Thätigkeit einerseits nur als ein einziger schwerer Irrthum zu betrachten ist; wenn gleich sich auf Faust anwenden läßt, was der Satiriker Boileau sagt: „Souvent de tous nos maux, la raison est le pire," so dürfen wir doch andrerseits die vielfachen Lichtblicke nicht verkennen, die in Faust's dunkelm, ahnungvollem Wesen auftauchen, und wir gelangen nach reifer Prüfung zu dem Schlusse, daß Göthe's Faust ein schwer irrender aber reich begabter Mensch

*) VI. 1. S. 200.

ist, dessen Liebe zur Natur in jeder Hinsicht folgende auf ihn bezügliche Stelle rechtfertigt:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Wie anders wäre es auch erklärlich, daß er mit dem ihm beigegebenen dämonischen Factotum in stetem Widerspruch steht! Die ganze Absicht des Mephistopheles ist, den Faust „seine (des Teufels) Straße sacht zu führen", ihn also im Uebermaß der Sinnlichkeit zu betäuben, indem er ihn von der edleren Lebensansicht, wie von der höhern Richtung seines sehnsüchtig aufstrebenden Geistes abzuziehen sucht, um — seine Wette zu gewinnen. Aber er müht sich vergebens ab. An der lebendigen Naturkraft Faust's scheitern seine satanischen Künste, und seine Wette ist entschieden verloren.

War Faust nun auch „nicht der Mann den Teufel fest zu halten", so hatte Mephistopheles sich andrerseits gleichfalls arg verrechnet, indem er mit seiner ganzen Sippschaft nicht im Stande war, einen guten Menschen für immer vom rechten Wege abzubringen. Ich sage, einen guten Menschen, denn das ursprünglich Gute im Faust liegt klar am Tage, wenn auch das Böse in ihm nicht zu leugnen ist; bei ihm ist das Böse indeß eine Folge schwerer Irr-

thümer, bei seinem diabolischen Gehülfen hingegen präponderirt es als Plan und Absicht. Faust will nicht das Böse, er haßt es vielmehr, und verabscheuet daher auch den Urquell desselben; wohl aber will er das Gute, das Rechte; eine matte Ahnung schwebt ihm von dem fernen Ziele vor; aber er muß in seinem dunkeln Drange gegen den verführerischen Einfluß des Mephistopheles, gleichsam wie gegen die Uebermacht eines eisernen Fatums ankämpfen. Das Wahre will er; aber er sucht es im Finstern, auf dem Pfade des Truges, bleibt daher jeden Augenblick unbefriedigt, und erst am Schlusse seines Lebens ahnet er seinen schweren Irrthum. Unbefriedigt steht er da; nach allen Erfahrungen, die er bis zum hohen Alter*) gemacht hat, bringt sich ihm der lebendige Wunsch auf, das Geschehene ungeschehen machen zu können; die im Sündentaumel verlorenen Stunden noch einmal, aber auf eine würdigere Weise zu genießen, kurz, er sehnt sich in die Unschuld seiner früheren Jahre zurück:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.

*) Göthe's Faust erreichte ein bei weitem höheres Alter als der Faust der Sage.

Faust fühlt also gewissermaßen **Reue**, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle **Collins***) zu citiren, die dieser niederschrieb, ehe er noch eine Ahnung von dem Inhalte des zweiten Theiles des Göthe'schen Faust haben konnte:

„Wenn der Mensch aufhört Mensch zu sein, da stirbt die Leidenschaft, und die Seele ergreift Reue. Und der Geist erkennt, was wahr ist und was falsch, und wie der Mensch im Dunkeln irrt."

„Und den Geist ergreift Reue — die Reue läutert; der Reine hebt sich empor! Es schwindet die Finsterniß, und in seiner Seele wird es Licht! Licht! Licht!"

Die wohlthätige Wirkung der Läuterung konnte die Reue nun aber beim Faust nicht haben, denn der mächtigste aller Schuldforderer ruft ihn ab, als er grade im sehnsüchtigen **Vorgefühl des höchsten Augenblickes** schwelgt, und begeistert ausruft:

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!

Diese Worte erinnern uns aber unwillkürlich an den mit Mephistopheles geschlossenen Vertrag:

---

*) H. J. v. **Collin**'s sämmtliche Werke, VI., S. 74.

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Faust genießt dieses hohe Glück, diesen höchsten Augenblick indeß nur im Vorgefühle. Alle Lust der Erde hat ihn unbefriedigt gelassen; allein die Uhr ist abgelaufen; er scheidet also in Hoffnung auf die Zukunft, und ist — gerettet.

V.

Zweck der Faust-Tragödie.

Der Zweck dieser Tragödie geht unumwunden aus dem Werke selbst hervor und zeigt sich immer deulicher, je mehr wir uns bemühen, tiefer und tiefer in den Geist desselben einzudringen. Wem aber die verschiedenartigsten Ansichten, die widersprechenden, oft boshaften und unverzeihlichen Urtheile, die über Göthe's Faust laut geworden, nicht unbekannt sind, wird hier eine Entwickelung des eigentlichen Zweckes im Allgemeinen sicher nicht ungeeignet finden. Es mag allerdings befremdend erscheinen, daß man im neunzehnten Jahrhundert den Stolz der deutschen Literatur gegen die Sophismen wahnwitziger Urtheile gleichsam in Schutz nehmen muß, und man könnte einwenden, daß ein ächtes Kunstwerk, ungeachtet aller Anfeindungen, in eigner Selbstständigkeit den Stempel seines Werthes und seiner Würdigkeit für alle Jahrhunderte unwandelbar tragen, und sich durch sich selbst rechtfertigen werde; aber es wäre mindestens lieblos gegen die Gegenwart, unverantwortlich

jedoch gegen die Zukunft, wenn man das Ergebniß seiner Forschung und Ueberzeugung nicht offen gegen irre gewordene Ansichten in die Wagschale legen wollte; Metell's Trostworte: „Wohl kann ich irren, doch ein Andrer auch," sind hier unanwendbar, denn aus dem Werke selbst ergiebt es sich am deutlichsten, auf welcher Seite der Irrthum ist. Nicht zu leugnen ist indeß, daß unter den Gegnern des Göthe'schen Faust sich geistreiche Männer befinden: aber um so mehr ist es Pflicht, den richtigen Gesichtspunkt für die Faust-Tragödie auszumitteln, oder den schon gereiften Ansichten Anderer freimüthig beizutreten, um dem Befangenen, Einseitigen und Schiefen öffentlicher Urtheile, sowohl wie der raffinirten Bosheit, die hin und wieder laut geworden ist, kräftig entgegen zu wirken, durch vorurtheilsfreie Entwickelung des Inhaltes und Zweckes der Tragödie die fraglichen Punkte auch von der andern Seite zu beleuchten, und so der deutschen Nation den wahren Werth und Character dieses Meisterwerkes vorzuführen.

Göthe's Muse eröffnete eine ganz eigenthümliche Richtung ästhetischer Bildung, und mit ihr begann eine neue Epoche in der Poesie. Wenn wir in Göthe's reichen Dichtungen eine heitre Stimmung, gemüthliche Fröhlichkeit und reizendes Leben, eine Fülle hinreißender Kraft mit weiser Oekonomie vereinigt finden, das Leichte, Ebenmäßige, Glückliche seiner

Darstellung anerkennen, und in seinen übrigen Werken den Trieb des Schönen, reizende Anmuth und eine reine, ungetrübte Productivität wahrnehmen, dann müssen wir allerdings bekennen, daß er im Faust seinen Werken die Krone aufgesetzt hat; denn wenn die Grazien ihren Liebling in das Geheimniß ächter Schönheit einweiheten, wenn, wie man nicht unrichtig angedeutet hat, Göthe die Natur beim Anspinnen der Leidenschaften belauschte, so hat sich dieses am herrlichsten in seinem Faust offenbaret. Finden wir in Göthes übrigen Werken das Schöne prädominirend, so zeigt es sich im Faust mit dem Erhabenen in reinster Harmonie. — Göthe's eigne Individualität ist zwar nirgend mehr präponderirend als im Faust; aber sein Ziel bleibt überall das Objective, weil dieser Trieb in seiner ursprünglichen Natur lag, so gut wie das Schöne. Sein ganzes Streben ging daher auch dahin, den Punkt zu erreichen, wo sich das Objective wie das ächte Schöne in eigner ästhetischer Kraft, frei von allem Zwange offenbaret, und er hat auf dieser Bahn der Perfectibilität nicht vergebens gerungen; seine Werke liefern den unwiderleglichen Beweis, daß er diese Präpotenz erlangt und Impulse für Jahrhunderte gegeben hat.

Es giebt nun zwar mancherlei Gesichtspunkte, aus welchen sich die Faust-Tragödie betrachten läßt;

es giebt deren sowohl in ästhetischer, physischer als moralischer Hinsicht; allein genau betrachtet, fließen sie alle in den einen Punkt zusammen, aus welchem die Gesammtbedeutung des Faust sich ergiebt, und der wahre Maßstab, mit welchem wir von diesem Standpunkte aus, Göthe's Dichtung zu würdigen im Stande sind, ist das — Schöne.

Göthe's Faust enthält die reichsten Schätze der Wissenschaft, und man könnte ihn in dieser Hinsicht mit einem großen Magazin vergleichen, in welchem das Fremdartigste, Entlegenste und Tiefste neben dem Gewöhnlichen und Bekannteren aufgespeichert ist; aber er ist darum kein Compendium. Wir finden im Faust die verschiedenartigsten Begriffe über das Höhere, Heilige in der Bestimmung des Menschen, über Gott und Religion; es zeigen sich bald naturalistische, deistische, pantheistische, wie kirchliche und sogar katholische Begriffe; aber ist dies nicht ganz der Grundidee zum Faust gemäß? Wandelt er nicht den Dornenpfad der Zweifel, und muß sich dies Alles nicht dem Gange des Gedichtes fügen? Dürfen wir deshalb also die Faust-Tragödie für ein religiöses Bekenntniß des Dichters, für eine **confessio theologica** halten? Werden wir nicht vielmehr auf die Principien der Aesthetik, auf den Zweck ächter Kunst verwiesen? Das Objective der Kunst aber bezieht sich auf das Bedürfniß des ästhetischen Sinnes, der

Einbildungskraft und Phantasie, und erkennt keine absolute Dependenz von der moralischen Zweckmäßigkeit an, sondern postulirt Freiheit. Es ist daher ein, freilich oft genug wiederholter, aber unverzeihlicher Irrthum, wenn man von ästhetischen Productionen moralische Zweckmäßigkeit fordert. In der Moral dominirt der Imperativ der Vernunft, und Gesetzmäßigkeit ist bei ihm unbedingte Necessität; sie widerspricht also schon in so ferne dem Freiheitstriebe der Phantasie, indem sie einengt und beschränkt, diese aber erweitert und mithin eine umgekehrte Operation vollzieht.

Wie wohlgemeint daher die Absicht auch immer sein mag, nur das Moralisch-Gute als höchsten Zweck der Kunst zu betrachten, so unzweckmäßig ist es jedoch, ästhetischen Dingen einen moralischen Zweck unterzuschieben; denn noch einmal sei es gesagt, so bald der Zweck moralisch ist, verliert die Kunst ihren mächtigsten Hebel, ihre Freiheit; ihre Wirkung ist dahin, und mithin auch das Vergnügen, das wir an ästhetischen Dingen empfinden. Anders verhält es sich jedoch, wenn die Kunst ihren Zweck durch moralische *Mittel* zu erlangen strebt. Hier handelt sie *frei*, und indem sie ihren höchsten Zweck erfüllt — *Vergnügen* und zwar *reines*, *freies* Vergnügen zu gewähren — übt sie zugleich einen wohlthätigen, oft mächtigen Einfluß auf die Sittlichkeit. Dies finden

wir im Faust bestätigt. Faust's sittlicher Character ist sicher kein Musterbild zur Nachahmung; soll es aber auch nicht sein. Die Faust-Tragödie ist ferner weder eine Homilie noch ein Sittenspiegel, der sich zu andächtiger Betrachtung eignet; aber liegt denn das auch in dem Zweck des Gedichtes? Sollte es etwa eine Bußpredigt sein, dem ängstlichen Gewissen Schwachsinniger zu Liebe? Hätte Göthe vielleicht besser gethan, der Absicht des ältesten Volksbuches über die Faust-Sage v. J. 1588 beizupflichten,

> „Damit alle Christen", wie es in der Vorrede des gedachten Buches heißt, „ja alle vernünftigen Menschen den Teufel und sein Fürnehmen desto besser kennen und sich dafür hüten lernen, so habe ich mit Recht etlicher gelehrter und verständiger Leut das schreckliche Exempel Dr. Johann Fausti, was sein Zauberwerk für ein schrecklich Ende genommen, für die Augen stellen wollen."

hätte Göthe besser gethan, dieser Absicht beizupflichten? Freilich dann würde manches frömmelnde Gemüth beschwichtigt, mancher lieblose Tadel nicht laut geworden sein; aber wie denn würde es um die Anforderungen der Kunst stehen? Wie um das ästhetische Wohlgefallen? Ein Trauer- und Schauer-Drama hätten wir gehabt, von welchem das Gemüth nicht befriedigt, sondern mit den schneidensten Tönen zer-

rissen wäre, und das folglich seinen Zweck gänzlich verfehlt hätte, indem es statt tiefer Wahrheit, nur bittere Ironie enthalten, und statt des ästhetischen Wohlgefallens nur Unlust, Abspannung, ja Abscheu erweckt haben würde. Die Kunst aber ist das Höchste; ihren Zweck zu erreichen, darf sie über das weite Gebiet der Möglichkeit, über das ganze Reich der Phantasie gebieten, und um zu ihrem Höhepunkt zu gelangen, eben so viele Mittel anwenden, als es Quellen des reinen Vergnügens giebt; denn sie ist Erscheinung außer uns, aber keinesweges Gesetz über uns.

Faust irrt indeß überall; der Dichter läßt ihn sündigen; aber nicht aus dem Grunde, daß Andre ihm (Faust) nachahmen sollen, sondern indem er das Nichtige seines Wandels und Treibens darstellt, beabsichtigt er weiter nichts, als die Menschheit zu mahnen und zu warnen, er wünscht weiter nichts, als daß sie sich in ihren Lebensräthseln aufklären möge *).

Nach der allgemeinen Ansicht indeß, wie nach der positiven kirchlichen Lehre von der Vergeltung

*) Suchten sie doch die physisch = sittlich = ästhetischen Räthsel, die in meinen Werken mit freigebigen Händen ausgestreut sind, sich anzueignen und sich in ihren Lebensräthseln dadurch aufzuklären.

Göthe an Zelter. 1827.

und Seligkeit, müßte der Sündhafte der gerechten Strafe anheimgefallen sein; — aber er kömmt, wie durch ein Wunder in den Himmel statt in die Hölle, und zwar ohne das Mindeste für seine Seligkeit gethan zu haben; ohne Reue und Buße, wie man wähnt. Dieser Einwurf scheint allerdings viel Gewicht zu haben. Daß Faust zu dem einen, wahren, überweltlichen Gott vor seinem Ende nicht zurückkehrte, ist Thatsache; daß sein besseres Ich sich aber regte, daß er Reue empfand, seines verflossenen sündhaften Lebens wegen, ist in dem Vorhergehenden schon angedeutet, und daß diese bessere Regung bei ihm, nach einem erfahrungsreichen Leben, ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlt haben würde, wenn ihr dazu die Zeit geworden wäre, ist schwerlich zu leugnen.

Der Knoten würde sich übrigens in strenger Form lösen lassen, in so ferne man sich auf die Lehre von der Reinigung der Seelen nach dem Tode beziehen könnte; aber diese Ansicht liegt im Faust nicht zu Grunde, mindestens nicht in kirchlicher Hinsicht; wenn gleich das Christenthum überall vorwaltet.

Man glaube indeß nicht, der Dichter habe deshalb, gegen die Ansicht des Christenthums, den Faust ohne förmliche Reue und Buße, ohne Läute-

rung nach dem Tode, selig werden lassen, um sein Problem auf eine originelle Weise zu lösen; diese Lösung ist vielmehr schon in dem Grundprincip angedeutet, und folglich durch den Gang des Gedichtes bedingt. Reue und Buße wären hier zwar den Ansichten vom theologischen Standpunkte aus, gemäß gewesen; würden aber alle Illusion vernichtet haben. Die Läuterung nach dem Tode, zweckmäßig angedeutet, hätte allerdings wirksam sein können, indem Faust nach der formellen Ansicht der katholischen Kirche etwa ins Fegefeuer verwiesen wäre; aber hierdurch würde der Dichter inkonsequent geworden sein. Das Wort des Herrn im Prolog:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen,

hebt indeß unbedingt alle Skrupel, denn Faust steht unter dem Einflusse einer äußerlichen Macht. Um indeß die Lösung des Knotens den mittelalterlichen Begriffen anzupassen, ergriff Göthe die altchristliche Lehre von der Fürbitte der Heiligen, und ließ den vom rechten Wege abgeleiteten, von Gott abgefallenen Sünder, gerade weil er unter bedingtem höherem Einflusse stand, durch den Einfluß himmlischer Liebe, der göttlichen Gnade theilhaftig werden. Ein erhabener Gedanke! der ganz dem Geiste des Christenthums angemessen ist, und

kein pharisäisches Achselzucken verdient, wenn auch der todte Buchstabe dagegen hadert!

Und hat denn Faust, seines sündhaften, gottlosen Wandels wegen, nicht lange und schwer büßen müssen? Bestraft sich das Böse nicht selbst? War Faust's Grübeln und Forschen, war seine ganze Thätigkeit, bei allem guten Willen, etwas anders, als Qual und Marter für ihn? Konnte sein sehnsüchtiges Streben für ihn etwas anderes sein, als ein nie befriedigter Durst nach dem Urquell der Begriffe? Konnte dieses Streben, dieses Umherschweifen unter grundlosen Begriffen, dieses Haschen nach dem Unerfaßlichen, von ihm nicht einmal Geahneten, etwas anderes bei ihm produciren und reproduciren als ewige Unruhe?

Unbefriedigt tritt er vom Schauplatz; aber hoffend, im Vorgefühl der bessern Zukunft. Unwillig erträgt er die Nähe seines dämonischen Gehülfen, ordnet sich ihm nie unter, wird nie Eins mit ihm, weil das Böse in beiden ganz entgegengesetzter Natur ist, und dies wäre nach christlichen Begriffen allein schon hinreichend, zu beweisen, daß er nicht in die Hölle gehöre, wie Viele sich und Andre so gerne überreden möchten.

Göthe's Faust aus dem hier angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet, ist also weiter nichts als ein —

Gedicht; ein Gedicht in der Natur begründet und nach dem Leben entworfen, reich an Bedeutung und wahr, wie das Leben selbst, aus dessen verborgensten Quellen es geschöpft ist; ein Gedicht, welches die tiefsten Tiefen des Gemüths aufschließt, die Irrpfade des Truges blosstellt und mit unwiderstehlichem Ernst, warnend und mahnend auf den wahren Zweck des Lebens hindeutet.

VI.

Prolog.

Märchenhaft aber großartig erscheint die Faust-Tragödie in der Anlage, wie in ihrem ganzen Umfange. Wenn gleich die Faust-Sage als die eigentliche Quelle des Werkes zu betrachten ist, so hat der Dichter sie doch nur in so ferne benutzt, als sein Plan es erheischte oder zuließ, und wir finden daher mannigfache Abweichungen. Die erste und eigentlich bedeutendste Abweichung enthält der Prolog im Himmel. In ihm offenbaret sich die Grundidee, die wie eine Richtschnur sich durch das Ganze hinwindet; er ist daher von der größten Bedeutung. Ihn richtig aufzufassen, ist die Hauptbedingung, von welcher das Hauptverständniß des Faust abhängt.

Der Form nach an das Buch Hiob erinnernd, führt uns der Prolog die himmlischen Heerscharen vor, wie sie sich um den Thron des Herrn versammeln, die unbegreiflich hohen Werke der Schöpfung

loben und das sanfte Wandeln des göttlichen Tages verehren. Auch Satan hat sich eingestellt, und zwar unter dem Namen Mephistopheles. Von Sonn und Welten weiß er zwar nichts zu sagen; aber er stimmt sein altes Lied an, und beklagt sich recht herzlich über die Menschen. Das satanische Element hat er indeß ganz gewand in den Falten der Schalksnatur verborgen und in seiner humoristischen Laune fährt er fort:

Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen.

Das Problem muß indeß zur Frage kommen und so erkundigt sich denn der Herr nach seinem Knecht Faust, und des Teufels Antwort giebt hinreichend zu erkennen, daß er den Doctor schon längst hinreichend ins Auge gefaßt hat:

Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Thorheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Aber des Herrn Wege sind unerforschlich, sein Wille, seine Absicht ist unergründlich; die innersten, heiligsten Tiefen der Seele liegen vor ihm aufgeschlossen, uud so denn auch ist ihm die Natur der Strebekraft, die in Faust's Innerm tobt, zu bekannt, als daß er dem Teufel sein Vorhaben nicht gewähren sollte,

wohl wissend, daß die Absicht des Bösen an der Naturkraft Faust's scheitern werde:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Allein:

> Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.

Mephistopheles, auf seine Teufelskünste bauend, freuet sich dieser Erlaubniß,

> Ihn (Faust) seine Straße sacht zu führen.

Für seine Wette ist ihm gar nicht bange; nur hat er, wie mit ihm so viele Beurtheiler des Faust, die Clausel zu wenig beachtet:

> So lang' er auf der Erde lebt,
> So lange sei dir's nicht verboten.
> Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Er fühlt es ganz und gar nicht, daß er nur als Versucher auftreten soll, Faust's Thätigkeit rege zu halten; er fühlt es durchaus nicht, daß er nur als untergeordnete Figur, gewissermaßen als ein Bevollmächtigter agiren darf, dessen Creditive nur so lange gültig sind, als Faust noch in der Zeit lebt; aber er ist vollkommen an seinem Platze; er versteht sich vollkommen auf den Ton der großen Welt, und weiß sich trefflich in den Lauf der Dinge

zu fügen, weiß sich zu blähen, so gut wie sich zu bücken und zu krümmen, wenn's Noth thut, und wir finden ihn bald als fahrenden Schüler, bald als Vater der Hexen, der sich auf dem Blocksberge besonders wohl befindet; ja als Hofnarr und Feldherr tritt er auf, bis er als Aufseher beim Bauwesen sein Rollenfach schließt, in seiner ursprünglichen, satanischen Gestalt wieder dasteht, statt des vermeinten Triumphes nur Schande und Schmach einerndtet, und das Wort des Herrn an ihn vollkommen in Erfüllung geht:

Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

VII.

Der Tragödie erster Theil.

Mit der großartigen Scene in Faust's Studierzimmer eröffnet der Dichter die Handlung. Faust's Inneres aufzuschließen ist hier Plan und Absicht. Unzufrieden mit der beengenden Sphäre, die ihn umgiebt, unzufrieden mit der Welt, die sein sehnsüchtiges Streben nicht befriedigen kann, zeigt sich Faust, obgleich ihn, wie er selbst sagt, „weder Skrupel noch Zweifel plagen", dennoch in großer Unruhe. Alles Wissen ekelt ihn an, weil er den Grund desselben nicht einsieht, weil es ihm nicht die ewigen Pforten zum innern Heiligthum der Natur schon von vorne herein aufschließt, und ihn über den Gesammthorizont der Menschheit erhebt. Wie er sich bei allem Vernünfteln selbst ein Räthsel ist, eben so räthselhaft erscheint ihm der wahre Zweck des Lebens, den er aus Hochmuth und Genußgier nicht zu fassen vermag. Innere, nahe an Verzweiflung streifende Unruhe, ist die natürliche Folge. Sein individuelles Wesen fühlt sich in dieser Lage zu unbehaglich; er

will Erkenntniß, höhere Erkenntniß, als alle Philosophie sie ihm zu gewähren vermag, und verfällt dadurch auf Magie. Von ihr hofft er die gewünschten Aufschlüsse zu erlangen, durch sie glaubt er mit Geistern in Verbindung treten zu können, die ihn von seinem idealistischen Ueberdrusse befreien sollen, um so der Beschränkung des Könnens und Wissens los zn werden. Zu Geisterbeschwörungen, die zu allen Zeiten ihre Rolle spielten, und auch dem Faustischen Zeitalter eigen waren, nimmt er daher seine Zuflucht. Mit Wonne erfüllt ihn das Zeichen des Makrokosmus *), und als echter Naturalist ruft er aus:

Ich schau in deinen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
„Die ird'sche Brust im Morgenroth!" **)

---

*) Das Zeichen des Makrokosmus bedeutet die große Welt, das Universum, so wie es für die kleine Welt den Mikrokosmus giebt, in welchem sich das große All sinnbildlich darstellt oder vielmehr in jeder Beziehung abspiegelt.

**) Diese schönen Verse führt Göthe aus dem Nostradamus an, und die darin enthaltenen Gedanken befinden sich wirklich in dem Vorberichte der Centurien jenes Astrologen.

Aber er vermag die unendliche Natur dennoch nicht zu fassen; ihm fehlt der Schlüssel zu den Pforten des Lichts; er lebt in der Idee und verkennt das

---

Michael Nostradamus (lebte von 1503 bis 1566), ein berühmter Astrolog, war Leibarzt Carl's IX. von Frankreich, schrieb höchst merkwürdige Prophezeihungen, die in damaliger Zeit viel Aufsehen machten. Die Zeit, als Faust sein Wesen trieb, läßt sich zwar nicht mit historischer Gewißheit angeben; aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß Nostradamus ein späterer Zeitgenosse desselben war, und hier allerdings ein Verstoß gegen die Zeitrechnung zu rügen wäre, wenn es sich um historisches Interesse handelte: allein dem Dichter war es lediglich darum zu thun, seinen Helden mit dem Schimmer magischer Wichtigkeit zu umgeben, und ihn als Schüler eines Astrologen und Visionärs von großer Celebrität darzustellen. Dem Dichter stand diese Wahl allerdings frei. Uebrigens hat Göthe sich an diesen Nostradamns nicht sklavisch gebunden, denn die im Faust (S. 32 ff.) angedeuteten magischen Zeichen sind der magischen Zeichenlehre entlehnt und finden sich nicht im Nostradamus. Die Magie hat nämlich für jeden Gegenstand, für jeden Begriff in ihrer Wissenschaft eine eigne Signatur; allein diese stimmen in den verschiedenen Werken, die über diese Materie handeln, einerseits nicht immer mit einander überein, und haben andrerseits auch durchaus keinen Werth, so daß es höchst überflüssig wäre, das Irrgewebe der grillenhaftesten Ideen, Zusammenstellungen und Beziehungen der astrologischen Geheimlehre weiter zu berühren, als es zum Verständniß des Dichters nothwendig ist.

übernatürliche Walten der Gottheit. Kräftiger fühlt er sich in Beziehung auf das Zeichen des Erdgeistes *). Zu ihm fühlt er all sein Denken, all sein Sehnen hingezogen, und er spricht die Beschwörungsformel. Der Geist der Natur erscheint; aber vor ihm stürzt Faust zusammen. Denn auf seinen stolzen Ausruf:

Ich bin's, bin Faust, bin deines gleichen!

erwidert der Geist mit vernichtendem Ernst:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Bedeutsam sind hier die Worte Faust's:

Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

sie entwickeln auf's deutlichste die gefährliche Crisis in seinem Gemüth. Träumend und sinnend hängt er dem Ideellen nach; aber mit jedem Pulsschlage

*) Der Erdgeist ist eine Idee, die sich aus dem frühesten Alterthum herstammt. Man betrachtet ihn als den Baumeister und Beherrscher der Welt (Erde), als einen Dämon, der inmitten der Erdkugel wohne, und durch seine dienstbaren Geister schaffend und zerstörend in der Natur wirke. Daß Faust vor diesem Geist zusammenstürzt ist eine glückliche Idee des Dichters, da vor diesem Dämon, diesem Archäus die Erde erzitterte, wenn er nur genannt wurde, wie der römische Dichter Lucanus die Hexe Erichtho sagen läßt.

wird er an die Wirklichkeit erinnert, und fühlt sich um desto unglücklicher, weil das Reelle sich nie mit dem Ideellen ausgleicht. Zeigt dies unbefriedigte Streben nun gleichsam auch Spuren von Göthe's eigner Individualität, wie überhaupt von der Spannung der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so gehört doch das Meiste der überspannten Neigung und Richtung des Faustischen Zeitalters an.

Hinsichtlich der Beschwörungen brauchte Göthe sich indeß eben nicht weit umzusehen; seine frühere persönliche Neigung mochte ihn mit den Quellen vertraut genug gemacht haben, und seine Vorliebe für den süßen Wahn, im Zauberhauch des „stillen, ernsten Geisterreichs" zu wandeln, spricht sich überall in dem reinsten Drange seiner Dichtersehnsucht aus. Faust tritt daher auch nicht als gemeiner Gaukler uud Adept auf; einsam, und deshalb um desto characteristischer, im engen, gothischen Zimmer zeigt er sich uns als ächten Exorcisten, dessen Anforderungen weit über die gemeinsame Menschensphäre hinausgehen.

Seine Gemüthsstimmung, sein ganzes Naturell erscheint in noch hellerem Lichte beim Auftreten Wagner's; mit ihm, dem „trocknen Schleicher" steht Faust im grellsten Contraste. Wagner spielt eine ganz alltägliche, prosaische Figur, dünkt sich viel zu

wissen und möchte gern alles wissen; aber es wird ihm dabei „doch oft um Kopf und Busen bange," denn „sein Sinn ist zu, sein Herz ist todt;" die Muse hat ihm den Kuß der Weihe nicht gegeben, er kann sich von dem Formellen nicht lossagen, und Faust characterisirt ihn daher ganz treffend, wenn er sagt:

> Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
> Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
> Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
> Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Wenn gleich nun Wagner's Existenz und sein wirkliches Verhältniß zu Faust nicht in Zweifel zu ziehen ist, so bleibt es doch mehr als wahrscheinlich, daß Göthe auch bei dieser Carricatur eine bekannte Figur zum Modell wählte, wovon hin und wieder sich deutliche Spuren zeigen.

Der Monolog Faust's, den er nach Entfernung Wagner's fortsetzt, beurkundet auf's herrlichste den Genius des großen Dichters. Faust's Unruhe, die Spannung in seinem Innern erreicht hier den Gipfel. Mit Lust nach Wahrheit sucht er den lichten Tag, aber er vermag die Dämmerung nicht zu durchbrechen. Sehnsüchtig steht er am Thore; aber seine Schlüssel vermögen die Pforten nicht zu öffnen:

Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Der Geist, den er zwar anzuziehen vermochte und der ihm sein Räthsel hätte lösen können, stieß ihn unerbittlich ins „ungewisse Menschenloos" zurück, weil es Faust an Kraft fehlte, denselben zu fesseln, — da wendet er sich mit verzweiflungsvollem Ungestüm gegen die eigene Natur:

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunter hole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!

Gewaltsam die Pforten des Lebens aufzureißen, den unberechenbaren Augenblick, der den Uebergang vom Bekannten zum Unbekannten, von der Realität zu jenem für die Vernunft unerfaßlichen Zustand bildet, zu erzwingen um seine Unruhe los zu werden, „und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen," das ist seine Absicht. Der entscheidende Moment ist gekommen; aber kaum hat die „krystallene Schaale" mit der „braunen Fluth" seine Lippen berührt, da ertönt der Ostergesang:

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

und „zieht mit Gewalt das Glas von seinem Munde". Gemüthliche Erinnerungen früherer Jahre, kindliche Gefühle, schlummernde Ahnungen erwachen, holde Anklänge umsäuseln ihn, und — Faust ist, für den Augenblick wenigstens, sich wiedergegeben.

O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Würde diese glückliche Stimmung in Faust's Gemüthe vorherrschend geblieben sein, hätte er, wie in den Tagen seiner Jugend, „in ernster Sabathstille" die „Botschaft" mit demüthigem Herzen aufgenommen, dann allerdings würde der Glaube gesiegt, und der Versucher seine Wette schon a priori verloren haben; aber die Wirkung ist nur momentan, die Skepsis behält die Oberhand und das Zurückkehren der qualvollen Unruhe ist die nothwendige Folge.

Dramatische Verwickelung hat Göthe im ersten Theile seines Faust durchaus nicht beabsichtigt; die Scenen sind auf die natürlichste Weise, folgerecht neben einander gereihet, und so finden wir denn auch das wunderliche Paar, Faust und Wagner in der

folgenden Scene, als am ersten Ostertage, im Gespräch auf dem Spaziergange wieder. Alles ist darauf berechnet, Faust mit der ihn umgebenden Welt im stärksten Contraste zu zeigen, und so denn auch das gemüthliche, lebensfrohe Bild der Spaziergänger, dessen frisches, heiteres Colorit der Hauptfigur zur Folie dient.

Faust freuet sich an der sich wieder verjüngenden Natur, an dem bunten Gewimmel, an dem fröhlichen Jauchzen; allein Wagner ist „ein Feind von allem Rohen," wie er des „Dorfs Getümmel" nennt, und sein Eigendünkel spricht sich gar hart aus:

> Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben
> Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Mächtige Erinnerungen steigen in Faust auf; schwermüthig wandelt er unter dem fröhlichen, ihn verehrenden Völkchen, von keinem begriffen, am wenigsten aber von Wagner, der keine Idee zu fassen vermag, vielweniger die Gluth, die in Faust's Innerm tobt. Sehnsüchtig blickt Faust dem letzten Strahl der untergehenden Sonne nach, und sehnsüchtig ruft er aus:

> Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
> Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
> Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
> Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.

Das ist der metaphysische Ernst, mit welchem Faust an der Grenze des menschlichen Wissens steht; aber für den erstaunenden Wagner sind es böhmische Dörfer:

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden,
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.

Faust kömmt indeß seinem Lieblingsthema immer näher; fühlt aber selbst recht gut die Spaltung in seinem Innern:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Die Geisterwelt fleht er auf's Neue an und verursacht dadurch seinem Famulus nicht geringe Bedenklichkeiten:

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.

Wagner sehnt sich daher ernstlich nach Hause, denn vor Geistern hat er förmlichen Respect, wohl wissend,

daß es, wie man sagt, in der Dämmerung nicht geheuer ist; aber Faust wittert schon dämonische Nähe, der schwarze Pudel zieht seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie wandern in's Stadtthor.

Auf seinem Studierzimmer finden wir Faust wieder, von ihm ganz ungewohnten Gefühlen durchdrungen:

> Es reget sich die Menschenliebe,
> Die Liebe Gottes regt sich nun.

Aber der Versucher ist zu ihm getreten. Unbehaglich sich indeß fühlend in der engen Zelle, in Gesellschaft eines Philosophen, dem es „im Busen helle wird," der sich nach „des Lebens Quelle" sehnt, beunruhigt er Faust auf sehr unangenehme Weise, knurrt und schnobert an der Schwelle, denn er wäre gerne wieder fort gewesen, ist aber — gefangen.

Faust befindet sich indeß in höchst geweihter Stimmung, und um so lästiger fällt ihm die Unruhe des Pudels:

> Wir sind gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen
> Was sie nicht verstehn,
> Daß sie vor dem Guten und Schönen
> Das ihnen oft beschwerlich ist murren;
> Will es der Hund wie sie beknurren?

In der dämonischen Nähe mußte der Quell des Lichts, der aus Faust's Innerm quoll, indeß bald versiegen, und um in der Hoffnung zu bleiben, in

der ahnungsvollen, heiligen Stimmung ergreift er ein Volum, um den Grundtext des neuen Testaments zu interpretiren. Aber hier tritt der Skepticismus wieder deutlich hervor. Das Evangelium Johannis liegt vor ihm:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!"

Allein dieser Logos genügt dem Vernünftler nicht mehr, er zieht den Sinn vor, dann die Kraft und endlich die That. Der Zweifler, der Vernünftler wird also hier zum erklärten Atheisten. Die That allein genügt ihm; er hegt also die Ansicht, daß Alles durch inwohnende Nothwendigkeit entstanden, mithin auch keine Schöpfung in der Zeit gewesen sei. Bei diesem Zustand seines Innern, der uns deutlich seinen Unglauben an Schöpfer und Mittler zeigt, wird's dem Pudel allerdings noch schwüler, denn als Dämon weiß er das Alles besser; er begehrt hinausgelassen zu werden, natürlich durch Knurren und Heulen, denn Faust ruft zornig:

Soll ich mit dir das Zimmer theilen
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Thür' ist offen, hast freien Lauf.

Gerne hätte der Pudel diese Erlaubniß benutzt; — aber er — kann nicht. Um indeß einen Schritt weiter zum Ziele zu gelangen und Faust's Aufmerksamkeit mehr anzuregen, wird aus dem Pudel eine neue Metamorphose. Faust erstaunt; als Exorcist nimmt er zu Beschwörungsformeln seine Zuflucht, denn

Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.

Der Schlüssel Salomonis (**Clavicula Salamonis et Theosophia pneumatica**) ist ein Zauberbüchelchen, dessen unbekannter Verfasser auf Rechnung König Salomo's, seinem Unsinn Publicität verschaffen wollte. Vermuthlich wurde es von cabbalistischen Juden verfaßt. Wie der Titel angiebt, kann man aus dieser Schrift „die wahre Beschaffenheit von den Geheimnissen der Geister, worin der Weg alle sichtige und unsichtige Geschöpfe zu erlangen, lernen.“ Um den Unsinn noch höher zu schrauben, findet man auf der ersten Seite folgendes Privilegium:

„Wir Aratron, Bethor, Phaleg, Och, Hagith, Ogiel und Phul, regierende Geister über und unter der Erden, wirkliche Besitzer des Reichthums: Gebieten hierdurch Allen und Jeden, dieses unser entdecktes Geheimniß, bei Vermeidung unserer Ungnade, auf keine Weise zu verändern, zu verfälschen, oder weiter durch den Druck auszubreiten. Die Uebertreter dieses un-

seres Gesetzes sollen in Plutonis Reich verbannt werden. Hieran geschiehet unser Wille."

Die Urschrift dieses Machwerkes ist hebräisch, 48 Seiten in 4., aber **sine loco et anno.**

Mit den in Faust's Beschwörungsformel genannten Geistern:

> Salamander soll glühen,
> Undene sich winden,
> Silphe verschwinden,
> Kobold sich mühen.
>
> — — — —
>
> Verschwind in Flammen
> Salamander!
> Rauschend fließe zusammen
> Undene!
> Leucht' in Meteoren-Schöne
> Silphe!
> Bring' häusliche Hülfe
> Incubus! incubus!
> Tritt hervor und mache den Schluß.

verhält es sich nach dem darüber vorliegenden Tractate folgendermaßen: Es sind sogenannte Elementargeister, Wesen von Fleisch und Blut und Menschengestalt, jedoch bald größer, bald kleiner als diese; sie haben aber keine Seele und sind überhaupt auch keine Adamskinder. Die Substanz ihres Körpers ist übrigens nicht so compact, wie die des menschlichen, sondern ätherischer Natur, weswegen sie auch in verschlossene Räume dringen (z. B. wie die Sage geht, durchs Schlüsselloch, oder durch eine Ritze rc.) und

sich mit Gedankenschnelle von einem Orte zum andern bewegen können. Sie essen, trinken, schlafen, verheirathen sich und zeugen Kinder, wie die Menschen, und die weiblichen Wesen sollen sogar der Liebe eines Menschen theilhaftig werden, und dadurch eine Seele erlangen können, wodurch sie nach christlichen Begriffen von der Erlösung, zum ewigen Leben eingehen, denn mit den Seelenlosen ist's einmal für allemal abgemacht, wenn sie sterben, weil sie nicht ewig sind wie die höheren Geister.

Die Salamander sind die Dämonen des Feuers, oder Feuerleute, wie Paracelsus sie nennt in seinem Tractat: **De Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris et de ceteris Spiritibus.** — Undenen oder Undinen (Wasserleute nach Paracelsus) nannte man die Nymphen, Nixen oder Geister des Wassers. — Silphen **(Silvestres)**, Silphiden, auch Licht-Elfen, sind die Geister der Luft (Windleute). — Die Kobolde endlich sind Dämonen der Erde, und heißen daher auch Erd- oder Bergmännchen, Pygmäen, Zwerge, Neckebolde, Gnomen, Schwarz-Elfen, Druben, Mahre, Alpe, **Incubi.** —

Des Pudels Kern wird endlich zum fahrenden Scholasten, der Faust's Frage: „Wie nennst du dich?" kleinlich findet

„Für einen der das Wort so sehr verachtet."

Endlich giebt sich Mephistopheles näher zu erkennen, nennt sich den „Geist der stets verneint", bezeichnet sich als „einen Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar", kramt viel Gelehrsamkeit aus, und gefällt sich besonders in Sophismen und Räthselworten, Faust's Neugierde echt teuflisch zu reizen und seine Begierde zu entflammen; aber noch scheint's ihm nicht der rechte Augenblick zu sein, den Pact abzuschließen, denn Faust's Neugierde ist noch nicht gespannt genug; er bittet daher hoch und höchst vor der Hand entlassen zu werden, denn eigenwillig kann er nicht aus dem Zimmer, weil das Pentagramma *) auf der Schwelle ihm den Ausgang verwehrt. Faust

*) Das Pentagramma — Drudenfuß, wie Mephistopheles sich ausdrückt, — spielt in der Magie, so wie im Hexenglauben eine wichtige Rolle. Es giebt eigentlich zwei Figuren, welche den Namen Pentagramma führen. Das erste dieser Zeichen entsteht, wenn man die Seiten eines regelmäßigen Fünfecks so weit verlängert, bis sich die Verlängerungslinien schneiden und so eine sternähnliche Figur bilden. Man nennt dies Zeichen auch Pentalpha, weil man fünfmal die Gestalt eines griechischen A (Alpha) darin findet. Dies Pentagramma ist ein Zeichen der Erde und Unterwelt und diente dem Aberglauben als Entherungszeichen. Auch die Astrologie legt viel Gewicht darauf; besonders bei den Constellationen dient es zu mancherlei Bestimmungen. Die Pythagoreer bedienten sich dieses Zeichens, als Gruß am Eingange ihrer Briefe; ihnen bedeutete dieses Zeichen die Gesundheit. — Alfenfuß, Alpenfuß, Alpenkreuz oder Drudenfuß heißt es deshalb, weil der Fuß der Druden

weigert sich jedoch, ihn fortzulassen, und so ist er denn auch zu bleiben bereit, sich geschmeidig in die Umstände fügend; aber als Herr aller Sinnlichkeit, weiß er Faust durch seine Zauberkünste einzuschläfern, und — schleicht hinweg. Faust aber ist von diesem Augenblick an gewonnen. Das Leben wie er es kennt, ist ihm verhaßt, er sieht nur die Schattenseite desselben. Die kindlichen Gefühle, die Anklänge früherer Zeiten, die in ihm aufdämmern, betrachtet er als Gaukelwerk, flucht seinem eignen bessern Ich, flucht allem, was dem Menschen theuer und heilig ist, dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe. So wünscht ihn Mephistopheles, und schlägt ihm daher den Vertrag vor:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

(Elfen), wo er hintritt, diese Figur zurücklassen soll. Auf die Schwelle gezeichnet, galt dies Zeichen allgemein als Schutzmittel gegen Beherung. — Das zweite Pentagramma entsteht durch zwei in einander geschobene gleichseitige Dreiecke, und bildet so ebenfalls eine sternähnliche Figur, die in der Astrologie der Himmelsstern genannt wird. Man kann diese Figur indeß auch aus einem regelmäßigen Sechseck bilden, indem man bloß die Seiten desselben verlängert, bis sie sich schneiden. Diese Figur ist das sogenannte Beherungszeichen, und ist in dieser Hinsicht dem ersteren entgegengesetzt.

Faust willigt ein; aber bei aller Verwegenheit bleibt er dennoch Herr über sich und seinen Willen, und überläßt sich dem Bösen keineswegs blindlings, sondern unter der Bedingung, daß er nicht sterben wolle, bis der Genuß ihm Genüge gethan:

> Werd' ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch, du bist so schön
> Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!
> Dann mag die Todtenglocke schallen,
> Dann bist du deines Dienstes frei,
> Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
> Es sei die Zeit für mich vorbei!

Das ist ein Vertrag, der die Unmöglichkeit seiner Erfüllung zuläßt. In diesen Worten, in dieser Bedingung zeigt sich das edlere Selbstgefühl Faust's, und das Uebergewicht seiner hohen Strebekraft, die der Versucher indeß gänzlich verkennt, und die eben aufgestellte Bedingung viel zu wenig beachtet, sonst hätte er die Unmöglichkeit von dem Gelingen seiner Absichten begreifen müssen, und es sicher voraussehen können, daß sein vermeinter Zögling sich nie auf ein Faulbett legen oder in den Tiefen der Sinnlichkeit erschlaffen würde. Für das Bessere, das in des Menschen Innerem wohnt, hat er keinen Sinn; denn:

> — — — — ein Kerl, der speculirt,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Sinnlichkeit also und Genuß, selbst bis zum höchsten Uebermaß, das ist's, was Mephistopheles schöne, grüne Weide nennt, aber zugleich an dem Wissens- und Thatendrange Faust's scheitert, dessen ganzes Streben dahin geht, „sein eigen Selbst zum großen Selbst der Menschheit zu erhöhen."

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Hier zeigt sich uns Faust als einen Mann, der selbst im betäubenden Sinnenrausche seine besseren Gefühle nicht verleugnet, und stets das Sittengesetz im Busen trägt. Sein Bund mit dem Bösen ist daher auch, wie Herr Dr. Weber schon treffend bemerkt, nichts weiter als eine Grille, einem lästerlichen Verdrusse zuzuschreiben, denn er weiß sehr gut, daß der Teufel ihm die ersehnte Befriedigung nicht gewähren kann.

Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?

Das weiß auch Mephistopheles sehr gut; macht aber dennoch einen falschen Calcul, indem er auf die Widersprüche bauet, die in Faust's Innerm kämpfen, und selbstgefällig sagt:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Um aber seinen Plan desto sicherer durchführen zu können, tritt Mephistopheles dem höheren Streben Faust's überall „verneinend" entgegen, und sucht dessen Mißstimmung durch vernichtenden Humor immer schärfer zu stacheln, um ihn stets enger mit den lockenden Erscheinungen der Sinnenwelt zu umgarnen, und erklärlich werden uns daher die räthselhaften Worte Mephisto's, wenn er sagt: Ich bin

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Diese Worte haben schon zu mancherlei Spitzfindigkeiten Veranlassung gegeben, und sagen im Grunde weiter nichts (wenn wir sie nämlich nicht aus dem Zusammenhang reißen), als: er sei der Geist des Widerspruchs:

Ich bin der Geist, der stets verneint!

Also mit andern Worten etwa die personificirte Schadenfreude. Gehen wir nebenbei auf den Mythus zurück, der uns die Erscheinung des Bösen allegorisirt, und diesen Ideen des Dichters unstreitig zu Grunde liegt, so kann die Deutung dieser Worte nicht mehr zweifelhaft bleiben.

Des Bösen ganzes Streben will nichts weiter bezwecken, als Zerstörung und Untergang alles dessen

was ist und entsteht, und mit listiger Schadenfreude sucht er Faust in seine Krallen zu bekommen. Der Vertrag wird unterzeichnet, und zwar mit Blut, wie Mephistopheles es wünscht, denn

Blut ist ein ganz besond'rer Saft.

Warum es nun aber gerade Blut sein muß, läßt sich freilich schwer sagen, wenn es anders nicht als eine Formalität zu betrachten ist, die dem **hocus pocus** des Verführers Reiz und Ansehen verschaffen sollte. Mit Blut besiegeln rc. ist übrigens auch in unsern Tagen keine ungewöhnliche Redensart, und erweckt durch die damit verbundenen Begriffe, ein ganz eigenthümliches, erhebendes Gefühl. Möglicherweise konnte diese Unterschrift mit Blut, wie **Dr.** Deycks meint, auch einen Gegensatz zu dem blutigen Versöhnungstode des Erlösers bezeichnen sollen.

Die Unterredung des Mephistopheles mit dem Schüler ist echt diabolischer Natur, und Menschenhaß und Verachtung aller Wissenschaft sprechen sich hier in schneidenden Worten aus. Das Ganze ist eine Satyre voll bitterer Galle, die mit dem gleichgültigen Weltton des Lügengeistes gesprochen, nur noch beißender wird. Man urtheile indeß nicht, daß es in Göthe's Interesse lag, seinem eignen Herzen Luft zu machen! Es wäre ungerecht, ein Urtheil auf Rechnung des Dichters zu setzen, das folgerecht aus

den Grundsätzen und dem Character des Mephistopheles hervorgeht, und sich auch als solches ankündigt:

> Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
> Und grün des Lebens goldner Baum.

Aber unter diesem goldnen Lebensbaum ist, nach Mephisto's Ansicht, nichts weiter zu verstehen, als der Inbegriff und Genuß aller Sinnlichkeit. Der Herr mit dem Pferdefuß kramt indeß, trotz der satyrischen Laune, mit der er eben die Wissenschaften geißelte, doch auch einen lateinischen Brocken aus; kein Wunder also, wenn der Schüler, über den seltsamen Professor verdutzt, sich ehrerbietig empfiehlt.

Faust hat sich inzwischen reisefertig gemacht, und der von Gott freventlich Abgefallene tritt mit dem Gott der Fliegen und Vater der Hexen die Wanderschaft an, und zwar von seiner Seite durchaus planlos, was für Mephistopheles nur um so viel willkommener ist, da es ihm um desto leichter wird, „ihn seine Straße sacht zu führen." Sein Plan ist indessen längst fertig:

> Wir sehn die kleine, dann die große Welt.
> Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
> Wirst du den Cursum durchschmarutzen!

Werfen wir im Allgemeinen einen Rückblick auf das bereits über den ersten Act Gesagte, so ergiebt sich, daß die eigentliche Richtung des Göthe'schen Faust bis jetzt noch mit der Sage so ziemlich gleichen Schritt hält. Eigenthümlich ist zwar sowohl der Character Faust's, wie der des Mephistopheles; aber die Grundidee findet sich überall wieder. Faust's Character ist schon früher ausführlich bezeichnet, und es ist darüber nachträglich nichts weiter anzudeuten, als daß der Dichter den rohen Urstoff von den Schlacken gemeiner Sinnlichkeit und baroker Ideen gesäubert und nach seinem eignen großartigen Plane gemodelt, zuvörderst Kunst und Poesie, späterhin und besonders im zweiten Theile aber auch Wissenschaft und Weltansicht absonderlich berücksichtigte und mit der dichterischen Flamme der Phantasie zu einem wunderbaren Ganzen verschmolzen hat. Unter dem Zauber einer oft unvergleichlichen poetischen Phantasmagorie finden wir oft die schlagendsten Wahrheiten, die uns auf die erfahrungsreiche, scharfsinnige, großartige Weltbetrachtung des Dichters unwillkürlich hinweisen und die Hauptfacta zu der geheimen Geschichte des Göthe'schen Geistes selbst liefern. Diese Bemerkung ist zwar schon von Vielen ausgesprochen; aber nur von Wenigen richtig verstanden worden, und hat so denn auch zu mancherlei Ansichten Veranlassung gegeben, die es erklärlich

machen, wie man auf die Behauptung gerathen konnte, daß es in des Dichters Innerem eben so beschaffen gewesen sei, wie in dem des idealisirten Faust. Wenn wir uns aber den Genius des großen Dichters aus seinen Werken vergegenwärtigen, nicht einseitig urtheilen, sondern vielmehr Vergleichungen anstellen, und dabei des Dichters Persönlichkeit, seine frühern und spätern Verhältnisse, so nehmen, wie sie wirklich waren, so wird man eine ganz andre Ansicht bekommen, und die vermeinte Indentität zwischen Göthe und Faust kann nur höchst absurd erscheinen. Wahr ist es allerdings, wie früher auch schon angedeutet wurde, daß Göthe in seiner Jugend für gewisse Ideen, die eben nicht sehr unmerklich an das Gebiet sogenannter verborgener Wissenschaften und Künste streiften, eine besondere Neigung hegte; aber man müßte mit der Entwickelung des menschlichen Geistes wahrhaft schlecht vertraut sein, wenn man annehmen wollte, daß solche Ideen für den Mann, für einen Göthe etwas mehr, als ein spurloser Traum gewesen wären, der in der Erinnerung fortlebte und sich gelegentlich benutzen ließ. Eine andere Folgerung aus dem Faust, Göthe sei Atheist, sei Freigeist gewesen, bedarf eigentlich keiner Widerlegung. Der Atheist wird von des Dichters eignen Werken in jeder Hinsicht auf's kräftigste zurückgewiesen, und den Freigeist können wir getrost in einen freien

Geist verwandeln, denn den hatte er in vorzüglich hohem Grade, was ihm als Mensch und Dichter die Krone aufsetzt.

Finden wir nun auch im Faust fast keine Periode ohne Denkmal aus des Dichters eignem Leben, so beweist dies doch nichts weiter, als welchen Richtungen und Bestrebungen dieser Riesengeist unterworfen war, wie er die menschlichen Verhältnisse zu gebrauchen wußte, ohne jedoch die geäußerten Ansichten und Ideen überall als eigenthümliche Weltbetrachtung geltend zu machen, da das meiste in dieser Hinsicht aus den verschiedenen von ihm aufgestellten Characteren selbst hervorgeht.

In Faust's Character herrscht ein furchtbarer Zwiespalt, den er durch unausgesetzte Thätigkeit betäuben will; aber dieser Thätigkeitstrieb, dieses sehnsuchtsvolle Streben, dieser innere Drang nach Wahrheit war ursprünglich nicht in der Unersättlichkeit im Sinnenrausche begründet; es war vielmehr der, wenn gleich falsche Thätigkeitstrieb des Geistes, der Faust veranlaßte, mit Mephistopheles in gegenseitiges Verhältniß zu treten. Aber bei allem Drange nach Wissenschaft und Wahrheit, kannte Faust sich selbst eben so wenig, als die ihn umgebenden, furchtbargroßartigen Kräfte der Natur, sonst würde er das Richtige seines Strebens und seine eigne Kleinheit

im unermeßlichen All gefühlt haben; aber die Lust am Truge, die seinen Geist einlullte, führte ihn mit Riesenschritten dem Bösen in die Hände, um im Vollgenuß des Lebens seine Strebekraft zu sättigen. Diesen ungestümen Drang nach Thätigkeit und Genuß kennt Mephistopheles indeß ganz gut:

Vom Himmel fordert er (Faust) die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust.

aber eben deshalb ist er weit entfernt, Faust's Absicht verstehen zu wollen, sondern bemüht sich vielmehr, ihn in die Hefen glühender Sinnlichkeit zu stürzen, seinen Geist zu ertödten, um des Erfolgs desto sicherer zu sein, und wünscht seinem Zögling schon im Voraus Glück:

Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Die Wanderschaft wird auf dem ausgebreiteten Mantel angetreten, und in Auerbachs Keller finden wir das holde Pärchen wieder, der Anleitung des Volksbuches gemäß. Mephistopheles ist indeß ein wahres Zwittergeschöpf. Der alte, ehrliche Rothwams des Mittelalters mit Pferdefuß, Hahnenfeder und Schwefelduft, weiß sich trotz seiner Vetterschaft mit Hexen u. s. w., ganz trefflich als galanter Weltmann der neueren Epoche, und wenn es sein muß auch als französischer Cavalier zu benehmen, der sich nie außer Fassung bringen läßt, und mit dem Comment umzugehen weiß.

Ueber die Entstehung des Namens „Mephistopheles“ giebt es mancherlei Vermuthungen. — Schon in dem alten Volksmährchen führt der Fürst der Hölle diesen Namen; allein über den Ursprung desselben war Göthe selbst nicht im Klaren, und äußert sich daher in einem Briefe an Zelter folgendermaßen:

„Woher der Name Mephistopheles entstanden, wüßte ich direct nicht zu beantworten; beiliegende Blätter jedoch mögen die Vermuthung des Freundes (Friedländer) bestätigen, welche demselben gleichzeitig phantastischen Ursprung mit der Faustischen Legende giebt; nur dürfen wir sie nicht wohl ins Mittelalter setzen: Der Ursprung scheint ins sechszehnte und die Ausbildung ins siebenzehnte Jahrhundert zu gehören.“ *) Zelter hatte nämlich, wie wir aus dessen Briefwechsel mit Göthe **) ersehen, bei David Friedländer (in Berlin) nach einer orientalischen Deutung dieses Namens geforscht; aber nichts Bestimmtes erfahren. Herr Dr. W. E. Weber macht darauf aufmerksam, daß in den alten Volksbüchern die Schreibart nicht Mephistopheles sondern Mephistophiles sei, und folgert daraus eine lateinisch-griechische Zusammensetzung, in welchem Falle dieser

*) Göthe an Zelter, 1829. Th. V., S. 330.

**) Th. V., S. 323 ff.

Name soviel als Liebhaber mephitischer Gerüche bedeutet. Berücksichtigen wir nebenbei noch, in welcher Qualität Herr Urian mitunter schon hat auftreten müssen, als Herr der Ratten und Mäuse, der Wanzen und überhaupt des Ungeziefers, als Fliegengott *), so ist es mehr als wahrscheinlich, daß seine Vorliebe für mephitische Gerüche, deren es in der Hölle im Ueberfluß geben soll, ihm diesen characteristischen Namen verschafft hat, zumal er, wie die Sage geht, stets eine gute Dosis dieses Duftes mit sich führen und gelegentlich hinterlassen soll.

Mit der Scene in Auerbachs Keller wird der Cursus eröffnet. Mephisto hat Schweif, Hörner und Pferdefuß einstweilen abgelegt, die Wolfsnatur in Schaafskleider gesteckt und tritt in gewöhnlicher Menschengestalt auf, wenn gleich eine falsche Wade mit zu Hülfe gezogen werden muß.

---

*) Mephistopheles wurde von den Chaldäern rc., als Gott der Fliegen verehrt, wie die Namen Baal Sebub, Beelzebub (Fliegengott) andeuten. Die Elier verehrten auch den Zeus als Herrn der Fliegen. Hr. Dr. Weber macht hiezu die treffliche Anmerkung: Es zeigt sich hier eben die von den Israeliten zu den Christen übergegangene Methode, die Götter des Heidenthums zu Teufeln zu machen. Nach der Entdeckung von Amerika, mußte sich der Mexicanische Gott Vizlipuzli ebenfalls bequemen, ein Teufel cisatlantischer Volkspossen zu werden.

Diese Scene ist dem alten Volksbuche entlehnt, und vom Dichter auf unvergleichlich geniale Weise bearbeitet. Auerbachs Keller, wie er uns hier vorgeführt wird, war nach des Teufels Meinung der rechte Ort, Faust's sinnliche Begierde nach berauschenden Genüssen zu stacheln; allein Faust verschmäht, verabscheut diese rohen Genüsse, er will höhere Befriedigung, obgleich ihm Mephistopheles überall nichts Reelles bieten kann, und dieser führt ihn daher direct in

Die Hexenküche,

um seine Lust am Truge zu erhöhen. Verjüngung ist vor der Hand die Hauptsache, um Faust empfänglicher für sinnliche Eindrücke zu machen, und den geistigen Menschen desto leichter in ihm ertödten zu können. Faust will dreißig Jahre vom Halse los sein, d. h. empfinden und genießen, wie ein, dreißig Jahr jüngerer Mensch empfinden und genießen würde. Er muß also eine totale Umwandlung erleiden und sich trotz seines Sträubens dem Hexenwesen unterwerfen. Der Zauberspiegel bereitet ihn auf das vor, was der Zaubertrank an ihm vollenden soll. Das schöne Frauenbild, das er in dem Spiegel erblickt, reizt ihn zuvörderst auf die erfolgreichste Weise und der Zaubertrank erfüllt ihn mit glühender Leidenschaft. Die Verjüngung ist bewerkstelligt sowohl dem Innern,

als dem Aeußern nach, denn Mephistopheles sagt, als Faust den Hexentrank genommen hat:

Komm nur geschwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn= und Aeußres dringt.

Die Hexenküche mit ihrem sonderbaren Inhalt ist zwar zuvörderst der Verjüngungsscene wegen, als der Fabel des Stücks angemessen, dramatisirt; aber ein einziger Ueberblick zeigt uns, daß Göthe hier, wie an so mancher andern Stelle, unter dem Schleier einer wunderlichen Phantasmagorie, eine tiefere Bedeutung zu Grunde legte, und diese Gelegenheit benutzte, gewisse Beziehungen und Erscheinungen seines Zeitalters mit der Flamme eines kaustischen Humors zu versengen. Es gehört eine ziemlich genaue Kenntniß der Literatur jener Epoche, und der persönlichen Verhältnisse des Dichters und seiner Freunde und Gegner dazu, um in den schwarzkünstlerischen Phantasmen die tiefere Bedeutung aufzufinden. Je weiter wir uns indeß von jener Zeit und ihrem Getriebe entfernen, desto schwieriger ist es, das allgemeine und speciellere Interesse, das Göthe bei Entwickelung dieser Scene hatte, gehörig zu würdigen, und nur eine umständliche Vergleichung mit einzelnen Aeußerungen in den Horen, mit den Xenien, und besonders mit den unzweideutigen Fingerzeigen, die wir in Göthe's Briefwechsel finden, führt uns auf den eigentlichen

Sinn dieser Scenen, und zeigt unter der Hülle der Magie, die genial-poetische Geißel, mit welcher der Dichter auf eine ergötzliche Weise die Trödler der Literatur und ihre „breiten Bettelsuppen" abfertigt.

Göthe's wahre Absicht spricht unverkennbar aus dem Ton des Ganzen; derbe Anspielungen und schlagende Wahrheiten hinsichtlich der Journalistik und Literatur überhaupt, finden wir mit gewandter Hand zu allgemeinerem Interesse gehoben und zwar auf eine so originelle Weise, daß die beißende Persiflage, die damals sich meist auf persönliches und sociales Interesse gründete, fast zu jeder Zeit in ihre Rechte tritt. Nachbeter und Nachtreter obscöner Tendenzen, kecker, grober Anmaßung, kurz der gesammten Philisterei, wechseln mit der Zeit zwar die Person, aber die Sachen bleiben darum, wie sie sind, und wenn Göthe den Katzen-Discurs in der Hexenküche auf den Ton gewisser Journale bezieht, so hat er vollkommen Recht, und wir brauchen uns nicht erst umzusehen nach den etwas entfernt liegenden Zeitschriften „Frankreich" und „Deutschland" von Reichard 2c. 2c., auf welche Göthe besonders hinzielt; auch unsere Zeit ist nicht arm an solchem Geschreibe und Beispiele liefert uns fast jeder Tag. Daß es sich mit diesen Andeutungen aber wirklich so verhält, mag folgende Stelle beweisen im Briefwechsel mit Schiller, III., S. 178, wo Göthe (am 26. Juli 1797) von einem damaligen

literarischen Producte sagt: „Es ist so recht eigentlich eine Bettelsuppe, wie sie das deutsche Publicum liebt."

Wenn übrigens Göthe den schriftstellerischen Character Reichards unter der Maske des Katers hat persifliren wollen, wie neuere Untersuchungen es fast unbezweifelt lassen, so konnte diese Characteristik eben nicht beißender ausfallen.

In einer Hexenküche, zumal wie diese, darf nicht leicht etwas fehlen, was an die Verirrungen des menschlichen Geistes erinnern könnte, und so finden wir denn auch eine Anspielung auf den alten Aberglauben, durch das Drehen eines aufgehängten Siebes (Siebweissagung, Koskinomantie), Diebe zu ermitteln:

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen!

Auf wen dies übrigens hinzielt, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Das Hexen-Einmal-Eins, das die Alte mit großer Emphase deklamirt, mag übrigens gar gern das sein, was es zu sein scheint; aber der wahre Zweck desselben liegt sicher darin, unter diesem tollen Hexenschwalle, diesem Wust von Raserei, die hirnverrückten Systeme pfuschender, sogenannter Philosophen uud nachäffender, speculativer Schriftler überhaupt zu bezeichnen. Wer erinnert sich hier nicht,

um nur ein Beispiel anzuführen, der eclatanten Plünderung, welche Kant widerfahren ist? — Faust kann sich daher über den Fieberparoxismus der Alten nicht treffender ausdrücken:

> Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
> Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Narren sprechen.

Wohl zu beherzigen sind ebenfalls die Worte, welche Göthe dem Mephistopheles in den Mund legt:

> — ein vollkommner Widerspruch
> Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge, wie für Thoren.
> Mein Freund die Kunst ist alt und neu.
> Es war die Art zu allen Zeiten,
> Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
> Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
> So schwätzt und lehrt man ungestört;
> Wer will sich mit den Narr'n befassen?
> Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
> Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Schon in der Hexenküche finden wir eine Hindeutung auf den zweiten Theil der Faust-Tragödie, denn der liebetrunkne Faust mit dem Zaubertrank im Leibe, will nämlich beim Fortgehen aus der Hexenküche schnell noch einmal in den Spiegel sehen: „Das Frauenbild war gar zu schön!" Aber Mephistopheles zieht ihn fort, andeutend:

> Du siehst mit diesem Trank im Leibe,
> Bald Helenen in jenem Weibe.

Das „Princip des Bösen", um uns hier eines modernen Ausdrucks zu bedienen, wird beim Faust von jetzt an immer vorherrschender. Der Sinnlichkeit wildes Feuer suchte Mephistopheles daher desto zerstörender im Faust anzufachen, und Faust, — wir müssen es gestehen — wie sehr auch seine edlere Natur mit dem Genuß des Sinnenrausches im Widerspruch stand, Faust vermag den Wirkungen der Zaubermittel nicht zu widerstehen. Mephistopheles soll daher schaffen, soll als Teufel schaffen, und es folgt auf die ungezwungenste Weise die unvergleichliche Scene mit Gretchen.

Hier stehen wir an dem Wendepunkt des ersten Theils der Tragödie, mit welchem die tragische Katastrophe beginnt. Mit der einfachen und erhebenden Naturwahrheit Gretchens, geräth die kalte, freche Ironie des Mephistopheles schon a priori in seltsamen Kontrast, und der Höllengeist tritt auf Augenblicke in den Hintergrund. Das Gemälde enthüllt daher auch auf Augenblicke die lachendsten Farben. Aber hinter den Rosen, welche die heitere, innige, liebliche Idylle umduften, gähnt schon der furchtbare Abgrund, den kurzen Traum des Glücks, den Faust in Gretchens frommer, leben- und wonnevoller Nähe träumt, mit dem Hohngelächter der Hölle desto grausenhafter zu vernichten. Der Balsam, den Faust für

seinen unruhevollen Busen suchte, die Befriedigung, welcher er vergebens im Reiche des Grübelns und Forschens nachjagte, hätte Gretchen ihm gewähren können, wenn nicht das „Princip des Bösen", um diesen beliebten Ausdruck nochmals anzuwenden, dazwischen getreten, und der eingegangene Pact dem Faust nicht hinderlich gewesen wäre.

Abermals giebt uns der Dichter Gelegenheit, die noch immer vorwaltende bessere Natur Faust's auch in diesen Scenen zu erkennen. Noch ist der „Zögling der Hölle" nicht unempfänglich für Wahrheit, Unschuld und reine Frömmigkeit, wie sich dies alles deutlich und so unendlich reizend in Gretchen, dem einfachen Bürgermädchen offenbart, und der Anblick des schuldlosen Naturkindes weckt sogar im Faust edlere Gefühle und zwingt ihm unwillkürlich in dem Moment Liebe ab, wo er als Verführer auftreten will. Seine Unterredungen mit Gretchen lassen hierauf schließen, sollen hier aber nicht als Beweis dienen, sie könnten manchem zweideutig scheinen, (im eigentlichen Sinne des Worts); sie könnten, nach dem zu schließen, was wir bereits von dem Herrn Doctor wissen, als sublimirte, übertünchte Bosheit gelten; aber — Faust's herrlicher Monolog im Walde wird hier doch vollgültig anerkannt werden müssen:

> Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
> Warum ich bat. — — — — —

Aus diesen Worten, dieser Betrachtung leuchtet es ein, daß Faust Befriedigung seiner Sehnsucht, — das höchste Glück gefunden hat, es aber, der Natur der Sache nach, nicht rein genießen kann, nicht darf, — weil der Geist der Schadenfreude, der Gifthauch der Verneinung ihn umweht. Es wird ihm klar, welche Fülle des Glücks ihm die Liebe zu Gretchen gewähren würde; aber er sieht zugleich die Unmöglichkeit davon ein, denn der Teufel weiß beim Wort zu halten, und mahnt ihn mit fürchterlicher Kälte und schneidendem Hohn an den abgeschlossenen Pact. Ohne diesen unseligen Vertrag mit der Hölle, hätte er seiner bessern Neigung folgen, hätte fliehen, und so die Unschuld retten, oder auch das Glück, das ihm diese entgegenlächelte, rein und vorwurfsfrei genießen können; allein die Hölle belauscht seine Schritee und reißt ihn unwiderstehlich ins Verderben, denn Mephistopheles setzt „der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen", und Gretchen muß untergehen, Faust selbst muß das paradiesische Glück, das ihm so wonnig lächelt, vernichten. Wohl sieht er das Schreckliche seiner Lage ein, und nennt sich selbst „Unmensch ohne Zweck und Ruh",

> Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen braus'te
> Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.

Der Versucher ist zu ihm getreten, und diesem muß er Gehör geben, kein andrer Ausweg bleibt ihm:

> Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
> Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
> Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
> Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Höchst genial ist die Scene in Marthens Garten. Margarethe liebt ihren Heinrich mit allem Feuer der ersten Liebe, wie ein junges unschuldiges Mädchen nur immer lieben kann; aber sie ist doch recht herzlich darum besorgt, wie der Mann ihrer Liebe es mit der Religion hält, und Faust muß alles aufbieten, damit seine Naturreligion mit Gretchens frommgläubigem Christenthum nicht in zu großen Widerspruch kömmt. Bedeutungsvoll und characteristisch ist in dieser Hinsicht Faust's Bekenntniß von Gott:

> Wer darf ihn nennen?
> Und wer bekennen:
> Ich glaub' ihn.
> Wer empfinden
> Und sich unterwinden
> Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
> Der Allumfasser,
> Der Allerhalter,
> Faßt und erhält er nicht
> Dich, mich, sich selbst? ꝛc.

Wie aus dem Leben gegriffen ist ferner die Scene am Brunnen; innig und rührend das Gebet vor der schmerzenreichen Mutter (**Mater dolorosa**); einfach aber trefflich und voll warmer Poesie Valentins Grimm und Ermordung; erschütternd endlich die

Scene im Dom. Die Liebesintrigue hat sich bis jetzt in unmittelbarer Verkettung abgerollt, die poetische Einheit ist vollkommen intensiv: das Zusammentreffen war natürlich und einfach, der Knoten wurde geschürzt und wir sehen der schmerzvoll erschütternden Entwickelung entgegen.

Die Walpurgisnacht.

Die Brockenscenen bilden mit dem unmittelbar Vorhergehenden einen seltsamen Contrast; aber ihre Bedeutung, ohne alle weitere Nebenbeziehung an und für sich betrachtet, liegt dennoch nicht sehr fern und ergiebt sich aus der Natur der Sache, aus dem „Princip des Bösen.“ Sie sind gleichsam ein Intermezzo Faust's Gemüth zu zerstreuen, seine Reflexionen zu durchkreuzen und das Verhältniß, das ihn bisher an Gretchens Schicksal zu knüpfen schien, zu schwächen.

Die Sage vom großen Hexen-Sabbath ist eine so bekannte Sache, daß es fast unnöthig scheint, darüber noch weitere Aufschlüsse zu geben; der Ursprung der Walpurgisnacht ist in dem Naturdienst unserer heidnischen Vorfahren zu suchen, und den Schlüssel zu dem räthselhaften Märchen finden wir in der Geschichte Karls des Großen. Die merkwürdigen, übrigens in den damaligen kirchlichen Ansichten be-

gründeten Toleranzbegriffe, der Bekehrungs- und Eroberungsgeist dieses ruhmvollen Frankenkönigs geben den besten Aufschluß. Die Geschichte zeigt uns, wie er die überwundenen Völkerschaften, namentlich die Sachsen behandelte; mit welcher Härte, welchem Feuereifer, gleich einem spanischen Groß-Inquisitor, er den Befehl gab, alle mit dem Tode zu bestrafen, die sich weigern würden, das Christenthum anzunehmen, oder nach empfangener Taufe, dennoch dem Götzendienst nachhingen.

Als die Sachsen daher verhindert wurden, ihre Opferfeste in den Ebenen zu feiern, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den waldigten Höhen des Harzes und wählten namentlich den Gipfel des Brocken oder Blocksberges, so genannt wegen der zahllosen Steinbrocken oder Steinblöcke, mit welchen besonders dieser Berg wie übersäet ist *).

*) Manche sind, hinsichtlich der Entstehung des Namens Brocken, andrer Meinung, und mit ihnen besonders Silberschlag in seiner Geogenie. Sie leiten diesen Bergnamen von den Bruktern her, einer alten Völkerschaft, deren erster Wohnsitz die Harzgegend war. — Noch Andre leiten das Wort Brocken, das ausschließlich bei den Harzbewohnern gebräuchlich ist, von dem Niederdeutschen brecken (brechen) ab. Sie sagen nämlich, des Brockens Spitze sei einmal broken (gebrochen, eingesunken); diese Revolution ist denn auch wirklich an der Form des Berges nicht zu verkennen. Beide Ableitungen sind indeß etwas gesucht; die obige ist einfacher.

Hier war es, wo sie beim fröhlichen Fackeltanz die erste Mainacht (Walpurgisnacht) feierten, und durch ihre wunderlichen Anstalten, den Grund zu der allgemein bekannten Sage von der Hexenfahrt nach dem Brocken legten. Die Schluchten und Zugänge zum Gebirge, vorzüglich zum Brocken, hatte Karl der Große mit Wachen besetzen lassen, um den Teufelsdienst, wie man's nannte, durchaus zu verhindern. Wollten die Sachsen also den Opferdienst ihrer Voraltern bei Schmaus, Tanz und Fröhlichkeit fortsetzen, so mußten sie entweder Gewalt oder List anwenden. Der Aberglaube der christlichen Wächter kam ihnen dabei gut zu statten; durch scheußliche Masken verunstaltet, mit Heuforken, Feuer- oder Ofengabeln, Besen rc. bewaffnet, bahnten sie sich daher stets einen Weg durch die scheu und angstvoll fliehenden Wächter. Forken und Gabeln brauchten sie übrigens nicht so sehr zum Schutze, oder um darauf nach dem Brocken zu reiten, wie die Sage erzählt, sondern vielmehr als nothwendige Dinge, die Opferfeuer anzuschüren und die Feuerbrände herauszuziehen, die sie bei ihren Tänzen in den Händen hielten. Der Besen bedurften sie sicher eben so sehr, und zwar zur Säuberung des Opferplatzes, da es ja natürlich bleibt, daß auf jenen Höhen am ersten Mai noch Schnee liegen konnte. Die Geschichte erzählt ferner, daß die Sachsen sehr ungehalten darüber waren, daß ihr Heerführer

Wittekind ein Christ geworden war. Diese nannte man daher Unholde, Ungehaltene, Unzufriedene. Sie verrichteten ihren Götzendienst auf den höchsten Bergen der Gegend, vorzüglich auf dem Brocken, wo sie der Hertha*) opferten. In spätern Zeiten nahm man das Wort Unhold für gleichbedeutend mit Hexe, und dies gab Gelegenheit zur Fabel. Daß diese Fabel oder Sage vom Hexenthum und dem großen infernalischen Feste im Laufe der Zeit immer absurder und bizarrer geworden ist, immer mehr Unsinnliches und Gespenstisches angenommen hat, ist übrigens sehr begreiflich, weil wohl keine Volkssage allgemeiner verbreitet war, als gerade diese, keine mehr Theilnahme beim Volke erregte, als sie, die man, gerade um sie desto reizender, wirksamer erscheinen zu lassen, von Mund zu Mund progressiv mit dem tollsten Unsinn ausstaffirte.

Die Walpurgisnacht, wie Göthe sie uns vorgeführt hat, vereinigt alles in sich, was die Magie nur Seltsames, Feenhaftes und Barockes zum großen Hexenfeste aufzutreiben vermag: die gewiß blendende

*) Eigentlich de grote Hertha genannt. In dem Götzenbilde dieses Namens verehrte man die Erde. Sie war nach der deutschen Mythologie die Mutter des Götzen Krodo, de Grote — dieses Vaters der Menschen, den Karl der Große im heiligen Eifer den groten Dübel nannte.

Illumination des Mammon, der als Dämon der Erdschätze seinem Gebieter (dem Teufel) mit dem leuchtenden Erze seine Huldigung darbringt, ferner Molche und Glühwürmer, Eulen und Mäuse, ja sogar ein singendes Irrlicht; das wilde Heer fehlt gleichfalls nicht. Dies alles, das eckle Hexenpack mit eingerechnet, bildet indeß nur die phantasmagorische Hülle, deren wahrer Kern nichts als eine förmliche Parodie der großen Welt ist, ein Zeitspiegel, in welchem characteristische Individualitäten mit ihrer Partheifarbe, in ihrer, oft lächerlichen Blöße auftauchen.

Man glaube aber ja nicht, hier im Allgemeinen nichts als persönliche Partheilichkeiten Göthe's zu erblicken; der nicht geringe Aufwand von Poesie, Weltansicht, Lebensphilosophie und Gelehrsamkeit ist vom Dichter zu etwas mehr, als zu einer bloß ephemeren Erscheinung benutzt worden; er wollte stehende Figuren liefern, und es sind wahrlich so recht eigentlich Prototypen geworden.

Die eigentliche Faust-Sage hat Göthe hier so wie bei dem folgenden Walpurgisnacht-Traum im Hintergrunde gelassen; aber der Zusammenhang ist originell, die Zusammenstellung unvergleichlich, leicht, kühn, bedeutungsvoll, und das scheinbar Zufällige ist mit dem Absichtlichen so gefällig und ansprechend verwebt, steht mit demselben in so schalk-

hafter Beziehung, daß dies alles gleichsam als nothwendig für den Plan des Ganzen hervortritt. — Frau Baubo, die Urgroßmama und würdige Ahnfrau der Hexenzunft, führt den ganzen Hexenhaufen unter „wüthendem Zaubergesange" zum Brocken hinauf. Hier ertönen schon verfängliche Stimmen und satirische Seitenhiebe werden merklich:

> Wir möchten gern mit in die Höh'.
> Wir waschen und blank sind wir ganz und gar;
> Aber auch ewig unfruchtbar.

So an und für sich möchte man es für leeres Wortgeklingel halten; aber der Schalk sitzt im Hintergrunde, uud zeigt ganz naiv auf das Journalistenunwesen hin, andeutend, daß das geschäftige Waschen den Krittlern, Wortkrämern und literarischen Marktschreiern durchaus nichts hilft, wie sehr sie auch (um hier einen Ausdruck Jean Paul's anzuwenden) ihre Trompeten blank scheuern und Trompetenquasten anhängen. — Ueber folgende Stelle:

> Ich steige schon dreihundert Jahr,
> Und kann den Gipfel nicht erreichen.
> Ich wäre gern bei Meinesgleichen.

läßt sich in specieller Beziehung durchaus nichts Entschiedenes angeben; sie müßte denn auf deutsches Schriftenthum überhaupt gemünzt sein, d. h. hindeutend auf die frühere Epoche bis auf Dr. M. Luther hinab, wo sich allerdings eine Conjectur dar-

bieten würde. Auf dem Brocken selbst stoßen wir auf lauter Charactermasken, die mit dem Laufe der Welt und den Verhältnissen, in denen sie leben, unzufrieden sind. Wir dürfen z. B. nur einen Blick auf die Geschichte Frankreichs während der letzten 50 Jahre werfen, so werden wir manchen finden, der sich voll Eifer der Sache des Volks hingab; aber mit Undank belohnt wurde. Lafayette, Dumouriez rc. müssen sich's daher gefallen lassen, im Göthe'schen Faust auf dem Blocksberge ihren Repräsentanten zu finden. Der Minister redet von der Revolutionszeit; erinnert aber auch ganz deutlich an den Schlendrian von 1789. Der Parvenü gehört eigentlich zur Partei der Sansculotten, die in ihrem Freiheits- und Gleichheitstaumel die Palläste stürmten, um sich's in denselben selbst bequem zu machen, obgleich sie vom Vulkan ihrer eignen Leidenschaften nachher selbst verschlungen wurden. Was endlich Göthe dem Autor in den Mund legt, ist zu allen Zeiten anwendbar, und wird auch zu allen Zeiten gefunden. Der wunderbare Kram der Trödelhexe bezieht sich unverkennbar auf die Manie, die derzeitig und auch noch späterhin in der Roman-Literatur herrschte, Ritter-, Räuber-, Mörder- und Mordbrennergeschichten auf das Schauderhafteste auszustatten, und immer auf's Neue das längst schon ausgedörrte Feld wieder umzupflügen.

Unter dem saubern Hexentrupp ist auch Lilith, Adams erste Frau bemerkbar, über welche wir folgende Rabbinische Sage besitzen: „Als der heilige, gebenedeiete Gott den ersten Menschen allein erschaffen hatte, sprach er, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und schuf ihm ein Weib aus der Erden, wie er ihn erschaffen hatte, und nannte sie Lilith (oder Lilis). Hierauf fingen sie beide alsobald an mit einander zu zanken. Sie sprach, ich will dir nicht unterthänig sein; er aber sprach ebenfalls so. Da sagte sie, wir sind beide einander gleich, denn wir sind beide aus der Erden erschaffen; und wollte keins dem andern gehorchen. Als nun die Lilith solches gesehen hatte, sprach sie den Schemhamphorasch, einen vermeintlich durch Moses aus dem feurigen Busche mitgebrachten Zauberspruch, und flog in die Luft der Welt. Der Adam aber stund mit einem Gebet vor seinem Schöpfer und sprach, o du Herr der Welt, das Weib, das du mir gegeben hast, ist von mir weggeflogen. Da schickte der heilige, gebenedeiete Gott drei Engel nach ihr, sie wieder zurückzubringen, und Gott sprach zu ihnen, wenn sie wieder zurückgehet, so ist es gut; wo aber nicht, soll sie es (zur Strafe) auf sich nehmen, daß alle Tage hundert von ihren Kindern sterben. Hierauf gingen sie nach ihr, und trafen sie mitten in dem Meer, in dem mächtigen Wasser an, in welchem die Aegypter

umkommen sollten, und erzählten ihr Gottes Befehl, aber sie wollte nicht wieder zurückgehen; denn ich bin zu nichts anderem erschaffen (sagte sie), als die jungen Kinder zu schwächen und umzubringen, und habe ich Gewalt über ein Knäblein von dem Tage da es geboren wird, bis an den achten Tag; wenn es aber ein Mägdlein ist, von dem Tage seiner Geburt bis an den zwanzigsten Tag. Als sie nun ihr Wort gehört hatten, drungen sie darauf, sie wegzunehmen; sie aber schwur bei dem Namen des lebendigen und ewigen Gottes, allzeit, wenn ich euch oder euren Namen oder euer Bildniß an einem Kamea (d. i. Zeddel oder Pergament, so einem Kinde angehänget und lateinisch **amuletem** genannt wird) sehen werde, will ich selbigem Kinde keine Gewalt (Leid) thun: und sie nahm es an, daß alle Tage hundert von ihren Kindern sterben sollten. Deßwegen sterben alle Tage hundert Teufel. Und selber Ursach halben, schreiben wir die Namen der drei Engel (Senoi, Sansenoi und Samangekot) auf einen Zeddel den kleinen Knaben, auf daß, wenn sie dieselben siehet, sie sich ihres Eides erinnere und der Knabe genese."

Wir sehen also daraus, setzt Eisenmenger hinzu, der vorstehende Sage in seinem „Entdeckten Judenthum", Th. II., S. 417, mitgetheilt hat, daß Lilis des Adams erste Frau gewesen sein soll, welche

darnach eine Teufelin geworden ist. Sie war (was aus anderweitigen Rabbinischen Quellen belegt wird) nicht von Fleisch, sondern von der Unfläthigkeit und dem Hefen der Erde, und war ein beschädigender Geist, deßwegen nahm sie Gott von Adam weg und gab ihm eine andre Frau an derselben Statt und dieses ist die Eva. —

Am unverkennbarsten tritt in den Brockenscenen der Proktophantasmist auf; einstimmig erkennt man in ihm den Buchhändler und Gelehrten Friedrich Nicolai, welchen Göthe hier besonders auf's Korn nahm und mit den Brennesseln der Persiflage auf's nachdrücklichste geißelte. Das Pikanteste bei der Sache ist der wunderliche Titel Proktophantasmist, welchen er ihm beilegte, als einen der, mit Respect zu vermelden, Phantasmen im After hat. „Den seltsamen Titel aber", sagt Hr. Dr. W. E. Weber, „welchen ihm hier Göthe giebt, veranlaßte Nicolai durch einen lächerlichen Aufsatz, welchen er in der königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Februar 1799 vorgelesen und in Biester's Neuer Berlinischer Monatsschrift, Mai 1799, zur öffentlichen Kunde gebracht hatte: Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen; nebst einigen erläuternden Anmerkungen. Er nämlich, der sein ganzes Leben lang sich zum Don

Quixote der Aufklärung gemacht, und gegen Aberglauben, Mysticismus, Gespenster und ähnliche Phantome mit blindem Eifer gefochten hatte, erlebte im Februar 1791 das Malheur, das ihm nach heftigen Gemüthsaffectationen, wahrscheinlich in Folge des vielen Sitzens und hämorrhoidalischer Beschwerden, allerlei Erscheinungen von Verstorbenen und Lebenden bei nüchternem Muthe und in durchaus wachem Zustande, nicht bloß in seinem Zimmer, sondern in Gesellschaften, ja auf offener Straße vorkamen und sich vor ihm stunden- und tagelang herumbewegten. Bereits in früheren Jahren hatte Nicolai gegen Schwindel und Congestionen des Blutes nach dem Kopfe die Ansetzung von Blutigeln am After erprobt gefunden, und auch bei jenen Visionen ward endlich am 20. April des bezeichneten Jahres dem unbescheidenen Geisterspuke durch Verordnung des nämlichen Mittels ein Ziel gesetzt. Die selbstgefällige Breite, mit welcher diese keineswegs appetitliche Krankheitsgeschichte in der angeführten academischen Rede auseinander gesetzt wird, konnte ihre Wirkung auf lachlustige Gemüther nicht verfehlen, und war natürlicherweise unserm Dichter für die schalkhaften Motive seiner Walpurgisnachtscenen sehr willkommen."

„In demselben Aufsatz Nicolai's findet sich die Hindeutung auf eine Gespenstergeschichte auf dem

(zuletzt von dem verstorbenen Staatsminister W. v. Humbold besessen) Landsitze zu Tegel, bei Berlin, wo sich um jene Zeit ein Poltergeist hatte vernehmen lassen, worüber man eine specielle Mittheilung in den Berlinischen Blättern **1797**, November, No. **6**, nachlesen kann. Der Name Tegel ist vielen Lesern des Faust lange Zeit so räthselhaft gewesen, daß einige das Wort sehr naiverweise für eine des Reimens wegen kühngebildete Form für Tiegel genommen haben."

Characteristisch sind daher die Worte, welche Göthe dem Mephistopheles untergeschoben hat:

> Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
> Das ist die Art wie er sich soulagirt,
> Und wenn Blutegel sich an seinen Steiß ergötzen,
> Ist er von Geistern und von Geist curirt.

Nicalai war ein höchst aufgeblasener Mann, der bei aller Beschränktheit des Geistes, nicht im geringsten an seiner eignen Unfehlbarkeit zweifelte, überall als gründlicher Kenner und Kritiker aufzutreten vermeinte, die schwierigsten Sachen auf die absurdeste Weise behandelte und in seiner tactlosen, dummdreisten Oberflächlichkeit über alles mitredete, was er kannte und nicht kannte. Schiller, Göthe, Kant, Fichte und so manche Andre wurden von Nicolai auf hämische, vorlaute, abgeschmackte Weise

angezapft, obgleich immer mit dem Scheine des innigen Bedauerns, daß solche Männer in gefährliche Irrthümer verfallen und der Welt ein böses Beispiel geben könnten, immer unter Zusicherung seiner Hochachtung, die er für sie hege, was denn am Ende so viel heißen sollte, als wenn er die „Philosophischen Querköpfe", wie er sich im 11ten Bande der Reise durch Deutschland ausdrückt, immer noch glimpflich behandle. Daß er sich dabei derben Zurechtweisungen aussetzte, ist sehr natürlich, und Fichte hat in seinem Werke: Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, ein Beitrag zur Literärgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts; herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen 1801; so wie in dem folgenden: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (Berlin 1806), dem Uebelwollenden in seiner ganzen Blöße darstellt. — Göthe wurde gleich bei seinem ersten Auftreten von dem untergeordneten Nicolai hämisch angegriffen durch das abgeschmackte Machwerk: Freuden des jungen Werther, Berlin 1775, mittels welchem Nicolai, Göthe's Werk: Leiden des jungen Werther, gleichsam zu parodiren suchte. Nicolai hatte nämlich die Sache so zugestutzt, daß Albert die Pistole mit Hünerblut ladet, und dann Werthern die Lotte abtritt.

Außer den erwähnten Schriften von Fichte, traten Göthe und Schiller in den Xenien gegen ihn auf; die Gebrüder Schlegel im Athenäum und Tieck verewigte ihn in der Figur des Bedienten Nestor in seinem Zerbino. Auch Kant, Schelling, Niethammer und mehrere Andere haben ihn nicht ungeschoren gelassen.

Servibilis (der Dienstbare), der die Brockenscene schließt, bezieht sich höchst wahrscheinlich nicht auf ein einzelnes Individuum, sondern auf die ganze Zunft der Wissenschaftler und artistischen Stümper, die in ihrer oft vielgeschäftigen Unbedeutenheit, das zudringliche Wichtigthun noch nie verleugnet haben. Es würde übrigens nicht schwer halten, für den Character des Servibilis auch eine einzelne Person zu finden. Wenn Göthe hier überhaupt auf eine solche hinzielte, so spielte er vermuthlich auf den, in den Selbstbekenntnissen sattsam geschilderten Leuchsenring an.

Oberon's und Titania's goldne Hochzeit.

Oberon's und Titania's goldne Hochzeit erinnert an Shakespeare's Sommernachtstraum, aus welchem wir das schmollende Pärchen — Elfenkönig und Elfenkönigin — näher kennen lernen, und abnehmen können, daß es auch in den Ehen des Geisterreichs „Winterferien" giebt. Das ganze Intermezzo, das, nebenbei gesagt, geistreich und witzig ist, möchte wahrlich mancher mit dem „Neugierigen Reisenden" für „Maskeraden-Spott" halten; aber näher betrachtet finden wir, selbst ohne alle specielle Beziehung, hier nochmals eine Zusammenstellung gesellschaftlicher, literarischer und artistischer Tendenzen, die dem genialen Humor des Dichters zum Stichblatt dienen mußten, und ihres wunderlichen, wenn gleich alltäglichen Wesens halber nach dem Blocksberg gehören. Eine Ausnahme macht der Theatermeister, der sich und seine Gehülfen als Söhne des wackern, eifrigen Mieding darstellt, der 1782 starb, hier aber in der Erinnerung fortlebt, und von Göthe auch in dem Gedichte „Mieding" verewigt worden ist. Ferner finden wir genial-muthwillige Anspielungen auf musikalische

und poetische Stümperei, auf hektische Philosophie und Theologie, modische Sentimentalität und was sonst unsere große Welt noch Unsinniges bieten mag. „Der neugierige Reisende," sagt Hr. Dr. Weber, „characterisirt sich diesmal in der zweiten, ihm gewidmeten Strophe,"

Sagt wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnopert was er schnopern kann,
„Er spürt nach Jesuiten."

„als Jesuitenriecher, welchen Namen Nicolai mit seinem Strebensgenossen Biester sich durch das in ihren Schriften angestimmte Geschrei über geheime Machinationen des aufgehobenen Jesuitenordens, besonders in dem nördlichen Deutschland, zugezogen hatte." Die Verse des nordischen Künstlers scheinen eine mehr allgemeine als specielle Beziehung zu haben, obgleich man muthmaßet, daß Göthe hier den damals in Rom lebenden Carsten gemeint habe, mindestens nach dem ihn (Carsten) bezeichnenden Xenion zu schließen.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt, es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

Carstens Skizzen, die durch seines Freundes Fernow Vorliebe für die Kantische Philosophie entstanden sein mochten, und theilweise sogar nach Weimar in die

Großherzogliche Kunstsammlung kamen, mögen allerdings bizarr genug ausgefallen seyn, um Göthe's Unwillen in dem Maße zu erregen, daß er dem sonst verdienstvollen Carsten einen Platz auf dem Blocksberge einräumte. —

Wir stehen jetzt am Schlusse des ersten Theils der Faust-Tragödie. Nochmals tritt Faust vor uns, von schmerzlichen Erinnerungen gefoltert, die von dem wahnsinnigen Treiben des Hexenschwalles nicht verwischt werden konnten; ein trüber Tag schwebt über der Landschaft, als treues Abbild der herben Gefühle, die Faust's Inneres belasten, und zornentbrannt wendet sich der schrecklich Enttäuschte gegen den hohnlachenden Geist der Hölle: „Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befreie sie!" — —

Auf schwarzen Rappen brausen sie am Rabenstein vorüber, dringen in den Kerker und — von Gretchen fallen die Ketten ab; aber, mit zerrissenem Herzen, von Mutter und Kind phantasirend, weigert sie sich zu fliehen, verschmäht sie es, durch die Teufelshand des Mephistopheles gerettet zu werden, denn die Nähe des Bösen war ihr stets unerträglich. — Dem Himmel ergiebt sie sich, und — er rettet sie. Mit dem letzten Lebenshauche ruft sie dem, mit Mephistopheles verschwindenden Faust nach: Heinrich! Heinrich! —

Die erschütternde Gewalt dieses Momentes muß gefühlt werden, sie läßt sich nicht beschreiben, so wenig, als das wahre Schöne in Worten ausgedrückt werden kann. Der Schluß ist unübertrefflich schön und würde dem Genius des großen Dichters allein schon die Unsterblichkeit sichern, auch wenn er das einzige Product seiner Muse wäre; allein als Schluß des Ganzen durfte er, vor dem Erscheinen des zweiten Theils, schon darum nicht angesehen werden, weil noch kein Grund vorhanden war, der uns berechtigte, anzunehmen, daß Faust den höllischen Mächten verfallen sey, mithin also der schwere Zweifel gelös't werden mußte, der über Faust's Schicksal schwebt.

Der Tragödie zweiter Theil.

Die Abhandlungen über den ersten Theil der Faust-Tragödie sind geschlossen; wenden wir daher jetzt den Blick auf den zweiten Theil dieses Riesenwerkes Göthe'scher Muse.

Dem Stoffe, wie der Einkleidung nach übereinstimmend — nicht ähnlich — mit dem ersten Theile, ist der zweite Theil dieses großen Doppel-Dramas von dem ersten dennoch merklich verschieden. Wir begegnen Faust in ganz andern Verhältnissen, in einer ganz andern Sphäre, wie im ersten Theile, und sind gezwungen, das anzuerkennen, was Göthe selbst über diesen Punkt sagt: „Ich hoffe, es soll mir geglückt sein, allen Unterschied des Frühern und Spätern ausgelöscht zu haben. Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres Märchen seit so vielen Jahren mit

mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmutheten. Nur sollte und konnte dieser zweite Theil nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Recht daran. — Wenn er noch Probleme genug enthält, indem, der Welt- und Menschengeschichte gleich, das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben könnte." — So lauten die eignen Worte des 82jährigen Greises, und — jedes Vorurtheil bei Seite! — finden wir diese Andeutungen nicht im Werke selbst bestätigt? Dieser zweite Theil liefert einen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken. Finden wir nicht eine meisterhafte Zusammenstellung schöner, edler Gebilde des classischen Alterthums, eine Fülle der Poesie und Allegorie, die zur Bewundrung hinreißt, herrliche Naturschilderungen, geläuterte Empfindungen, gediegne Lebensansicht, und eine Meisterschaft der Sprache und des antiken Verses, die, wie Dr. Deycks sich treffend ausdrückt, uns die Vollendung des reichsten und thätigsten Daseins anweht?!

Aber ein Werk, wie diesen neuen Faust, verstehen zu können, darf man es nicht als Roman- oder Novellenlectüre behandeln und nach einmaligem

Durchlesen schon mit dem fertigen Urtheile hervortreten! Es ist vielmehr nothwendig zu bedenken, daß der Dichter den Plan zum Faust 50—60 Jahre vor Augen gehabt, die ausgeführten Ideen während seines reichhaltigen Lebens geprüft und geläutert und das Ganze als ein theures Vermächtniß seines Geistes, als ein Meisterwerk deutscher Kunst, der Welt hinterlassen hat!

Mißverstand und Unverstand, noch mehr aber das Vorurtheil haben allerdings viel dazu beigetragen, daß dieser zweite Theil, so gut wie anfänglich der erste, eine sehr laue Theilnahme gefunden hat; aber für den Unbefangenen bedarf es keiner umständlichen Erörterung, welcher trüben Quelle die oft sehr unbesonnenen, unedeln, ja unfrommen Urtheile vorschneller, unberufener Kritiker entquollen sind. Beachten muß man indeß, daß diese gehässigen Urtheile gerade größtentheils von Männern ausgehen, die, vermöge ihrer Stellung auf die Achtung und Ehrfurcht ihrer Zeitgenossen Anspruch machen, und dennoch so beschränkt sind, nicht einzusehen, daß das Forum der Aesthetik kein Inquisitionstribunal ist! Wundern darf man sich daher nicht, daß der Nichtgelehrte kalt bleibt, wenn Gelehrte oder doch solche die gelehrt scheinen wollen als entschiedene Gegner einer neuen Erscheinung auftreten, oder richtiger gesagt, an der Celebrität eines großen Geistes nagen und in ihrem „Nichts durch-

bohrendem Gefühle" das Unreife, Unhaltbare ihrer Ansichten mit jesuitischer Dialectik übertünchen. Doch — wenden wir uns von diesem kitzlichen Punkt, und nehmen aus Schonung und Mitleid lieber an, daß es mindestens den Meisten, die polemisirend gegen Göthe aufgetreten sind, wie jenem Uebersetzer ergangen ist, der die wohlbekannte Stelle im Faust, wo Gretchen im Dome ohnmächtig wird und die Worte spricht: „Nachbarin, Euer Fläschchen!" auf folgende Weise englisirte:

Neighbour — your drambottle! —
Nachbarin — Eure Schnappsflasche! —

Der Uebergang aus dem ersten Theil in den zweiten ist leicht und natürlich; den dramatischen Faden finden wir ohne Schwierigkeit auf geniale Weise fortgesponnen. Der tragische Ausgang, den Faust's Liebe im ersten Theile genommen hat, mußte nothwendig ein peinliches Gefühl, eine herbe Erinnerung, ein schmerzliches Bewußtsein in ihm hinterlassen, ohne welches er sich uns nur als einen leichtsinnigen Frevler neuerdings hätte zeigen können; aber ein, durch solchen Wermuth erbittertes Dasein, ein schwer verletztes sieches Gemüth konnte sich unmöglich dazu eignen, Faust mit Kraft und Erfolg durch die noch weit gefährlichern Prüfungen des zweiten Theiles zu leiten. Im gewöhnlichen Leben ist die Alles lindernde und mildernde Zeit das wirk-

samste Mittel, ein tief verwundetes Herz zu heilen; aber in der Poesie ist ein solcher Hebel unanwendbar, und ließ sich auf eine einfache aber hochpoetische Weise ersetzen, zumal bei einem Gegenstand, der überall märchenhaft auftritt.

Auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend nach jenem grausen Ritte zeigt sich uns Faust zu Anfang des zweiten Theils, von wohlthätigen Elfen umschwebt. Ariel ist's, der liebreiche Luftgeist, wie wir ihn aus Shakespeare's Sturm kennen, der den Geisterkreis auffordert, dem Unglücksmann während der „vier Pausen nächtiger Weile" wohlwollend zu dienen und ihn dem „heiligen Licht" zurückzugeben. Unter dem Gesange von Aeolsharfen begleitet, reichen kleine Elfen ihm die Schale der Vergessenheit, sein Herz zu besänftigen und des „Vorwurfs glühende Pfeile" zu entfernen, und — Faust erwacht gestärkt zum neuen Leben.

Die Anfangsscene des zweiten Theiles eröffnet die Handlung in einer anmuthigen Gegend und stellt ein höchst liebreiches, reizendes Naturgemälde dar. Freundlich thaut das Abendroth den balsamischen Blüthenduft des Friedens und der Ruhe in das, von den schneidendsten Gefühlen durchbohrte Herz des ruhesuchenden Faust, und das ahnungsvolle, gemüthliche, anspruchlose Wesen dieses liebevollen Zaubers ist von außerordentlicher Wirkung. Wie zart,

innig und melodiös ist z. B. der Gesang von Aeols=harfen begleitet:

Wenn der Blüthen Frühlings=Regen
Ueber Alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet wo sie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böse?
Jammert sie der Unglücksmann.

Einfach, edel und bedeutungsvoll ist der folgende Chor der Elfen:

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Wunderbar, aber sinnvoll und hochpoetisch ist die Idee, das Herannahen der Sonne durch ungeheures Getöse zu verkünden:

Horchet! horcht den Sturm der Horen,
Tönend wird für Geistes=Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus Räder rollen prasselnd;
Welch' Getöse bringt das Licht!
Es trommetet, es posaunet,
Auge blitzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.

Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen, unter's Laub;
Trifft es euch so seid ihr taub.

Unerhörtes glauben wir zu vernehmen und staunen zweifelhaft; aber die Idee ist dennoch sehr einfach und beruhet auf eine mythologische Fiktion. — Es ist nämlich eine bekannte Vorstellung der griechischen Mythe, daß Helios (Phöbus — obgleich Homer einen Unterschied macht: Odyss. 8, 302 ff.), der Sonnengott auf einem goldenen Wagen mit vier feurigen Rossen bespannt „prasselnd" durch die „knarrenden Felsenthore" des Olymp's dahin donnert, die Welt mit seinen Strahlen erleuchtet und mit eben dem Geprassel wieder in den Ocean niedertaucht, ehe die Nacht ihren Sternenmantel entfaltet.

Beim Durchlesen des zweiten Theils der Faust-Tragödie dringt sich unwillkürlich die Frage auf: „Wird dieser zweite Theil je auf einer Bühne Deutschlands zur Aufführung gelangen?" Göthe hat zwar diesen zweiten Theil so wenig wie den ersten für die Bühne geschrieben; allein der erste Theil ist ja längst in Scene gegangen, warum sollen wir dieses nicht auch von dem zweiten Theile erwarten dürfen? Oder soll dieser zweite Theil, wie weiland der erste, durch das Alter erst Celebrität erlangen, ehe Deutschland

es der Mühe werth hält, von dem allgemeinen Opern-Enthusiasmus ihm ein Obolum zuzuwenden? Oder sollte die theatralische Wirkung noch zu bezweifeln bleiben? Schwerlich. — Kolossal würde die Darstellung dieses Riesenwerkes in jeder Hinsicht ausfallen; aber der Effect müßte wahrhaft zauberisch seyn, wenn das Wundervolle, Feenhafte dieses, an schönen characteristischen Momenten fast überreichen zweiten Theiles, durch eine möglichst vollkommene Aufführung concentrirt würde! — Doch zur Sache.

Der gleichsam neugeborne Faust tritt von nun an, dem ursprünglichen Plane des Dichters gemäß, in eine großartigere Lebenssphäre. Auch die Sage des Volksbuches läßt den Faust am Kaiserhofe Maximilians I. erscheinen, und vermählt ihn mit der griechischen Helena.

Göthe fand in diesen Motiven neuerdings Veranlassung, seinen schalkhaften Humor freien Lauf zu lassen. Eine ganz gewöhnliche Verlegenheit, wie sie am Hoflager eines Kaisers weder selten noch auffallend ist, — Geldmangel ist in der kaiserlichen Schatzkammer eingetreten; keine bessere Gelegenheit konnte sich darbieten, um Faust und seinen dienstbaren Gehülfen, „den alten Höllenluchs" zu Ansehen und Würden zu verhelfen.

Ein Teufels-Meisterstück muß den bedrängten Kaiserhof aus der Klemme befreien, und der heim-

tückische Tausendkünstler Mephistopheles spielt, wenn gleich hinter den Coulissen des Welttheaters, eine ausnehmend überraschende Rolle, die um so glänzender ausfällt, da Kaiser Max, dem mittelalterlichen Glauben analog, ein großer Verehrer der Sterndeuterei und Alchymie ist.

Die Schalksnatur des Mephistopheles ist auch hier wenigstens dem Aeußern nach präponderirend, und mit verleugnungsvollem, d. h. contractmäßigem Wesen tritt er ächt diabolisch-einschmeichelnd auf. Ein kleiner Umstand giebt ihm Gelegenheit, sich auf eine ganz eigenthümliche Weise zuvörderst in des Kaisers Gunst zu setzen. An einem Gallatage der freudenreichen Carnevalszeit, kömmt Mephistopheles mit Faust an des Kaisers Hof, in dem höchst kritischen Moment, als der betrunkene Hofnarr eben weggetragen worden ist, und nimmt, auf kaiserlichen allergnädigsten Befehl den Platz des „in's Weite gegangenen alten Narren" zur Linken der Majestät ein.

Es ist nun zwar nichts Auffallendes, daß ein Hoffnarr sich eben so gut den Rebensaft munden läßt, wie jeder andere, der dem bekannten Spruch Dr. Martin Luthers beipflichtet; allein mit dem Zufalle dieses Hofnarren hat es doch ein besonderes Bewandniß. Mephistopheles fängt nämlich die neue Carriere mit einem derben Geniestreiche an, denn:

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

So berichtet der eine Junker dem Kaiser, und der zweite setzt hinzu:

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein and'rer an die Stelle; ꝛc.

Das ist nicht bloßer Zufall, wenn es überhaupt einen Zufull giebt.

Durch die ihm vorgehaltenen Hellebarden ist Mephistopheles hineingedrungen und präsentirt sich dem Kaiser als personificirte Thorheit:

Was ist erwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt? ꝛc.
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Max war indeß ein noch junger Fürst, der für den kurzen Sinn (Noth und Klagen) der langen Reden seiner Staatsräthe zu wenig Geduld hätte; es muß ihm folglich freuen, die erledigte Stelle des Narren wieder besetzen zu können, um seiner lebensfrohen Laune zu genügen, und, nachdem der Wortschwall der trostlosen Geschäftsklagen des Canzlers, Heermeisters, Schatzmeisters und Marschalls zu Ende ist, frägt er auf köstlich-naive Weise:

Sag', weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Hier bietet sich dem „alten Luchs" die rechte Gelegenheit dar, sich in des Kaisers Gunst zu setzen, und höchst geschmeidig weiß er dem Fürsten zu schmeicheln. Characteristisch ist daher das darüber entstehende

Gemurmel.

Das ist ein Schalk — der's wohl versteht —
Er lügt sich ein — So lang' es geht —
Ich weiß schon — was dahintersteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project. —

Ein Finanz-Project war's wie es nur ein +++ aushecken kann und ausgeheckt hat. Des Kaisers Cassen sind leer, die Subsidien, die wie „Röhrenwasser" zufließen sollen, bleiben aus, Geld muß geschafft werden, denn die Carnevalszeit ist ja da, was könnte also natürlicher seyn, als das man den kürzesten Weg einschlägt, und — Papiergeld creirt! Das war also das ganze Geheimniß, an welches weder Canzler noch Schatzmeister gedacht hatten. Schade ist es wirklich, daß dieser Mephistopheles nicht mehr lebt, denn er hatte sicher noch manche ähnliche Projecte in petto, und würde in unsern Tagen noch zu Ehren und Würden gelangt, vielleicht gar Finanzminister geworden seyn.

Ehe wir zur Carnevalsscene übergehen, ist es nothwendig, noch einen Blick rückwärts zu werfen. Um sich des Kaisers Gunst in vollem Maße zu erwerben, hat Mephistopheles nichts Angelegentlicheres zu thun, als der Verwirrung und Verlegenheit, die

am Hofe herrscht, abzuhelfen, was ihm natürlich nicht schwer fallen kann, denn:

In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage schafft:
Begabten Mann's Natur- und Geisteskraft.

Das klingt aber nach den damals waltenden Ideen zu frivol, und wundern darf es uns also nicht, wenn der Canzler (mit dem Erzbischof eine und dieselbe Person, wie dies wirklich der Fall war) diese Ansicht zu bekämpfen sucht:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Solche Skrupel konnten von einem Dämon, wie Mephistopheles, allerdings nur belächelt werden, und seine Antwort ist sehr pikant:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Der Kaiser will indeß keine „Fastenpredigt," sondern baare Münze, und Mephistopheles verspricht noch mehr als man wünscht:

Ich schaffe was ihr wollt und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.

Mephistopheles steht übrigens am kaiserlichen Hofe nicht allein; der Magus hat in dem Astrologen einen wackern Gehülfen gefunden: der Astrolog spricht, Mephistopheles bläs't ein. Die Astrologie war bekanntermaßen in jenen Zeiten sehr populair, sowohl wie die abergläubische Ansicht der Magie. Die Astrologen beschäftigten sich im Mittelalter besonders, bis zu Anfang des 16ten Jahrhunderts mit der trügerischen Kunst, das Schicksal der Individuen, wie das ganzer Völker aus den Constellationen, in der Voraussetzung der Uebereinstimmung des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus, vorherzusagen, indem sie annahmen, daß die Himmelskörper an und für sich, so wie ihre Stellung gegen einander, einen bestimmten Einfluß auf den tellurischen Organismus äußern. Der Astrologe handelte also hier im Interesse des Mephistopheles und es ist folglich sehr erklärlich, wenn dieser mit jenem gemeinschaftliche Sache macht.

Diese ganze Scene enthält indeß so viel Wahres und Treffendes, ist in poetischer Hinsicht so ausgezeichnet, daß wir unsere Leser bitten, den Faust zur Hand zu nehmen, und dieselbe im Zusammenhange zu lesen.

Höchst ergötzlich ist die Persiflage auf die vermeintliche Fähigkeit, vermittelst gewisser körperlicher Dispositionen, die Anwesenheit von im Erdboden befindlichen Metallen und Schätzen zu fühlen:

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Bekanntlich traute man den Zahuri's in Spanien die Kraft zu, Leichname, Metalladern rc. in der tiefen Erde zu erblicken, und im Jahre **1810** stellte Ritter in München mit einem gewissen Joseph Campetti über diesen Gegenstand Versuche an. Vergrabene Münzen und sonstige Schätze mag's allerdings reichlich geben; allein die magischen Entdeckungsversuche und wunderlichen Träumereien, mit denen mancher sich herum trug und wohl noch theilweise mit sich herum trägt, gehören zu den Ammenmärchen.

Wir kommen jetzt zur Fastnachtsbelustigung (Mummenschanz nach dem altdeutschen Ausdrucke), in welcher eine sinnreiche Abwechselung herrscht; überall aber Anspielungen auf neuere Erscheinungen und Zeitläufte mit allegorischen Bildern vermischt, auftauchen.

Das Carneval (von **caro vale**, Fleisch, lebe wohl), die Zeit vom heiligen Dreikönigstage bis Aschermittwoch, wird bekanntermaaßen in Rom und Venedig, wie überhaupt in Italien und auch in Deutschland mit Fastnachtslustbarkeiten gefeiert. Die

Anfangsscene der Maskerade im Göthe'schen Faust versetzt uns zuvörderst aus der winterlichen Jahrszeit, in welche das Carneval fällt, in die idealischen Gärten eines poetischen Frühlings. „Junge Florentinerinnen", Flora's Gaben tragend, eröffnen mit Gesang von Mandolinen (kleinen spanischen Guitarren) begleitet, die Scene. Die Blumen werden von den Gärtnerinnen redend eingeführt. Es kann hier übrigens nur von künstlichen Blumen die Rede sein, denn:

Uns're Blumen glänzen künstlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Göthe läßt absichtlich die schönen Florentinerinen auftreten, weil diese in der Geschicklichkeit künstliche Blumen zu verfertigen, berühmt sind. Gärtner gesellen sich dem Chore der Gärtnerinnen bei, Früchte bringend, unter Gesang von Theorben begleitet. Theorben sind bekanntlich italienische Lauten, größer und volltönender als die gewöhnlichen und auch als die Mandolinen; sie haben einen langen Hals und 16 Saiten.

Eine Mutter führt ihre Tochter ins Carneval, in der Hoffnung einen glücklichen Fang zu thun, d. h. dieselbe (die Tochter nämlich) an einen Mann zu bringen, denn, wie viele Freier sich auch schon eingestellt haben, so ist der „Sponsirer bunte Schaar doch schnell vorbei gezogen." Fischer und Vogel-

steller mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigen Geräth, treten auf und mischen sich unter die schönen Kinder. Sie versinnbildlichen also mit einem Worte die Versuche, die Herzen spröder Schönen zu umgarnen. Holzhauer treten plump und grob auf, von Pulcinellen (Hanswurste des römischen Carnevals) verspottet, von den schmeichelnd lüsternen Parasiten (Schmarrozer) aber in Schutz genommen, denn:

Der wahre Schmecker
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fische;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tische.

Die Tellerlecker denken also schon an die Leckerbissen, die bei dem noch zu fällenden Holze geschmort werden können! Allerliebst!

Noch treten drei Geschwister auf, die Furien, Erinnyen oder Eumeniden (Alekto, Megäre und Tisiphone). Sie sind Töchter der Nacht, oder vielmehr sie sind entstanden aus den Blutstropfen des Uranus. In der griechischen Mythologie spielen die Furien eine wichtige Rolle, denn man betrachtete sie als Rachegöttinnen, die überall wohin sie kamen, Unglück, Zwietracht und Verderben stifteten. Sie verfolgten die Verbrecher und straften sie. Ihr schwarzes mit Blut beflecktes Gewand, ihre Schlangen-

haare, ihre fürchterlichen Mienen allein schon flößten Schrecken und Verwirrung ein. Sie trugen Fackeln und waren mit Dolchen, Peitschen oder auch nur bloß mit Stäben bewaffnet, bewohnten den Orkus und vollzogen Pluto's Befehle. Verzweiflung und Tod waren ihr Gefolge.

Im Faust tritt diese fürchterliche Dreizahl mit wahrhaft teuflischen Absichten hervor. Alekto bringt Zwietracht zwischen Verlobte, indem sie diese durch Eifersucht stachelt. Megära führt den Asmodi in die Ehe, „Unseliges auszustreuen." Asmodi ist, nebenbei gesagt, eine Kreatur der Hölle, mit einem Worte, der sogenannte Eheteufel, der die Rosen mit Dornen überzuckert. Nach der hebräischen Mythe wurde Herr Asmodi in die Wüste von Ravhat verbrannt, von welchem Orte aus er wahrscheinlich häufige Lust- und Badereisen macht. Man hätte ihn in die Bastille und später nach Ham oder nach St. Helena bringen sollen! — Tisiphone zeigt sich als personificirte Rache.

Die Allegorie spielt in den Carnevalsscenen eine ganz besondere Rolle. Seite 54 (Faust, Th. II.) kündigt Getümmel und Gesang den großen Pan an, der von Faunen, Satyrn, Gnomen rc. umgeben, erscheint.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Berges Höh' und Waldes Thal
Unwiderstehlich schreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.

Ehe wir den allegorischen Character dieser Erscheinung näher entwickeln, ist es nothwendig einen Blick auf die griechische Mythologie zu werfen. Pan, der, beiläufig gesagt, eine sehr wunderliche Figur hatte, lebte in Arkadien auf luftigen Höhen, vertrieb sich die Zeit auf ganz angenehme Weise mit Jagd und Musik und war, wie man erzählt eine sehr wohlthätige Gottheit der Wälder oder vielmehr der Natur überhaupt. Er hatte einen mit Hörnern geschmückten kahlen Vorderkopf, spitze Ohren, ein rothes Gesicht, Ziegenfüße und einen Ziegenschwanz. Besonders war er den Landleuten geneigt und beschützte die Heerden; daher auch die Hirten ihm zu Ehren die Lupercalia feierten. Seine Kleidung war seinem Naturell angemessen, denn er trug bloß eine Bockshaut, als Mantel über die Schulter geworfen, mehr als Auszeichnung als zur Bedeckung. Sodann hatte er noch einen gekrümmten Schäferstab und eine siebenröhrige Flöte. Die Panflöte war aus Schilfrohr verfertigt und bestand aus sieben Röhren von zunehmender Länge, welche sieben schöne Töne angaben. Papageno's Zauberflöte ist mit dieser ziemlich Eins. So wohlwollend Pan nun übrigens auch war, so mußte man

sich doch hüten, ihn in der Mittagsstunde, wo er ruhete, zu stören, und die Furcht vor dem Getöse seiner Begleitung, wie vor seiner furchtbaren Stimme gab zu dem bekannten panischen Schrecken Veranlassung.

> Sie kommen roh, sie kommen rauh,
> In hohem Sprung, in raschem Lauf,
> Sie treten derb und tüchtig auf.

Der große Pan erscheint indeß im Göthe'schen Faust als „das All der Welt," wie ihn die Nymphen im Chor selbst ankündigen. Von Zwergen wird er zur „Feuerquelle" herangeführt, in welche er tief hinabschaut und seinen Bart hineinfallen läßt, der entflammt wieder zurück fliegt und eine gaukelhafte Feuersbrunst verursacht, die mächtig um sich greift und sogar den Kaiser in Gefahr bringt, bis Plutus mit seinem Stabe Wolken und Regen beschwört, das Flammenspiel zu dämpfen.

Man muß gestehen, daß diese Allegorie allerdings etwas verwickelt ist. Nehmen wir indeß alle nähern Umstände zusammen, lassen wir selbst die kleinsten Beziehungen nicht außer Acht, so wird sich schon eine Basis finden lassen, auf der man sicher fußen kann. Herr Dr. Deycks erinnert bei dieser Gelegenheit an Frankreich in der Periode von 1830; aber dies Datum ist jedenfalls zu neu. Wir können mit allem Fug noch einige Decennien rückwärts

zählen, und zwar bis zur französischen Revolution von 1789, denn dies ist die Feuerquelle, die vor einigen Jahren allerdings wieder Flammen spie.

Ueber Pan selbst herrschen indeß verschiedene Ansichten. So hält Herr Dr. Deycks ihn z. B. für die Masse des Volks; Herr Dr. Weber aber für den Herrscher. Wir pflichten hier der Meinung des Letzteren bei, zumal da der Name Pan schon ursprünglich einen Hirten andeutet, und die Worte des Herolds:

> Die Zwerge führen den großen Pan
> Zur Feuerquelle sacht heran; ꝛc. ꝛc.

bei geringem Nachdenken an Dinge erinnern, die mit unverwüstlicher Schrift auf den Tafeln Clio's aufgezeichnet sind. —

Nachdem nun das Leben und Weben, das Schaffen und Treiben in Lust und Genuß auf dem großen Welttheater, in den mannigfaltigsten Gestalten characteristisch dargestellt ist, macht Plutus (Mephistopheles) dem Mummenschanz ein Ende, indem er mit seinem Stabe den Zauber bannt:

> Schrecken ist genug verbreitet,
> Hülfe sei nun eingeleitet! —
> — — — — — — — — — —
> Drohen Geister uns zu schädigen,
> Soll sich die Magie bethätigen.

Die Mütter. Der Dreifuß. Der Schlüssel.

Ein höchst merkwürdiger Einfall Maximilian's führt eine bedeutungsvolle Phantasmagorie herbei:

> Der Kaiser will, es muß sogleich geschehen,
> Will Helena und Paris vor sich sehen;

Faust hat's versprochen und darf sein Wort nicht brechen; er hat aber eigentlich zuviel auf Mephistopheles gebauet, denn dieser macht offenbar Schwierigkeiten, weil die griechische Götter- und Heldenwelt gänzlich aus dem Bereich des mittelalterlichen Teufels liegt. Der Rothmantel mit Pferdefuß und Hörnern weiß recht gut, daß seine Figur auf dem Boden der classischen Schönheit Griechenlands, wenig respectirt werden würde, darum sagt er auch:

> Das Heidenvolk geht mich nichts an,
> Es haus't in seiner eignen Hölle.

Obgleich nun aber Mephistopheles durchaus keine Gewalt hat über die Todten der vorchristlichen Zeit, so weiß er, als Dämon, der die Tiefen der Natur durchschauen kann, wenigstens doch ein Mittel anzugeben, jenes Gebiet betreten zu können, das für ihn so gut wie verschlossen ist. Er macht daher Faust den Vorschlag den **Müttern** einen Besuch abzustatten; dieser erwiedett jedoch ganz naiv:

> Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
> Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.

Faust muß sich daher anschicken, den Auftrag des Kaisers selbst zu vollziehen, übrigens unter der Anleitung des Mephistopheles, der ihm den Weg zeigt, den Weg

— — In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. — —

In Oed' und Einsamkeit, in das ewig Leere, Gränzenlose soll Faust hinaus, Wesen aufzusuchen, „uns Sterblichen ungekannt," deren Aufenthaltsort ein glühender Dreifuß ankündigt. Mephistopheles übergiebt ihm einen blitzenden Schlüssel, der ihn in das Reich des nicht Entstandenen führen und durch dessen Kraft er den Dreifuß heraufbringen soll:

Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh' sie's merken bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste, der sich jener That erdreistet;
Sie ist gethan und du hast es geleistet,
Dann muß fortan, nach magischem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln.

Bei dem ganzen Unternehmen verhält Mephistopheles sich also eigentlich durchweg passiv, was daraus schon hervorgeht, daß er den Ausgang desselben nicht einmal kennt, indem er sagt, als der stampfende Faust versinkt:

Wenn ihm der Schlüssel nur zum besten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt?

Zuvörderst haben wir es hier mit drei sonderbaren Gegenständen zu thun: den Müttern, dem Dreifuß und dem Schlüssel. Durch die wunderbare Idee der Mütter hat Göthe zu mancherlei Vermuthungen Veranlassung gegeben und dem Forschungsgeiste ein weites Feld eröffnet. Das Ganze ist indeß eine mystisch-phantastische Idee oder wenn man so lieber will, ein höchst geniales Product der Phantasie des Dichters.

Die Mütter sind also, so wie wir sie im Faust angedeutet finden, eine originelle Idee des Dichters, freilich mit Zuziehung der Ueberlieferung. Wir müssen die Sache daher so nehmen, wie der Dichter sie gegeben hat, und die Mütter als ideale Göttinnen betrachten, wie sie nach Göthe's Ansicht für diese Phantasmagorie erforderlich waren. Willkürlich ist die Idee aber keinesweges, sondern vielmehr sehr bedeutungsvoll, zumal da eine Verschmelzung von antiken und modernen Ansichten auch hier schon nicht zu verkennen ist. Diese Mütter, als Urstoffe aller Gestaltungen und Umgestaltungen im Universum, sind weder an Zeit noch Ort gebunden, sie leben im Nichts, in ewiger Leere, wie Mephistopheles sich ausdrückt. Mit dem Nichts hat's indeß ein ganz eigenthümliches Bewandtniß, — es läßt sich, dem Wesen nach, am besten mit einem mathematischen

Punkt vergleichen, und Faust hat ganz Recht, wenn er in diesem Nichts das All zu finden hofft.

Göthe's eigne Vorstellung von der Wirksamkeit dieser räthselhaften Wesen, ergiebt sich deutlich aus den Worten Faust's:

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenlosen, ewig einsam wohnt
Und doch gesellig: euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, iu allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein,
Und ihr vertheilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andere sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen,
Was jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Das Reich der Mütter ist daher, wenn auch nicht gerade der Hades, doch jedenfalls ein Schattenreich, wo die aus dem Leben zurückkehrenden Gestaltungen neues Dasein empfangen und durch eine Art Wiedergeburt auf's Neue zum Licht und Leben erstehen, eine Idee, die nicht undeutlich an eine, im Geiste des Pythagoras gedachte ewige Metamorphose erinnert.

Ein glühender Dreifuß thut den geheimnißvollen Wohnsitz der Mütter kund:

Ein glühender Dreifuß thut dir endlich kund
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund,

Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.

Der Dreifuß ist mancherlei Deutungen unterworfen; er erinnert an das Orakel zu Delphi, an die heilige Trias der alten Philosophie, und ist, nach Creuzer's Symbolik, in China ein Symbol des Geistes. Die letztere Deutung scheint hier zweifelsohne die geeignetste zu sein, da sie dem Sinne der Dichtung gemäß, den Uebergang der nach Gestaltung ringenden Wesen, des wiedergebärenden Seins in Zeit und Leben vermittelnd, andeutet.

Der Schlüssel ist indeß ein so deutlich redendes Sinnbild der Enträthselung, der Enthüllung des Verborgenen, daß wir durchaus an keinen besondern Zauberschlüssel, am wenigsten aber an den Schlüssel Salomon's (Clavicula Salamonis) zu denken brauchen.

Während Faust auf der Reise zu den Müttern begriffen ist, ist Mephistopheles gezwungen am Hofe einige Teufelskünste zu produciren. Eine hübsche Blondine mit einem „klaren Gesichte" wünscht gegen die „bräunlich rothen Flecken," mit welchen der Sommer ihren weißen Teint betupft, ein Mittel, und bekömmt

das Recept zu einer Hexensalbe; eine lebhafte, tanzlustige Brünette klagt über einen erfrornen Fuß, und erhält einen brennenden Tritt mit dem Pferdehuf, denn:

Fuß heilet Fuß, so ist's mit allen Gliedern,
Heran! Gebt Acht! Ihr sollt es nicht erwidern.

Liebhaber der Homöopathie, sagt Herr Dr. Weber, werden hiebei mit Genugthuung bemerken, daß Mephistopheles diese Methode in seinen Curen auf eine sehr penetrante Weise in Anwendung bringt. —

Kaiser und Hof haben sich endlich in den von dämmernder Beleuchtung erhellten Rittersaal begeben, um die Geister — Helena und Paris — erscheinen zu sehen. Der Herold verwaltet sein alt Geschäft, das Schauspiel anzukünden, und ruft zum Schluß:

Und so, da alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geister mögen kommen!

Meisterhaft ist die ganze Scene angelegt. Der Astrolog mit dem Magus im größten Einverständniß, besteigt das Proscenium und Mephistopheles — guckt aus dem Souffleurloche:

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunst,
Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

Faust steigt auf der andern Seite des Prosceniums herauf und die Erscheinungsscene beginnt:

Der glühnde Schlüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum,

Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geister-Meister-Stück!
So wie sie wandeln, machen sie Musik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem sie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe *) klingt.
Ich glaube gar der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Tact hervor.

Dies ist niemand anders, als der, durch den unsterblichen Homer verewigte Paris, und es bedarf daher wohl nicht erst der Erwähnung, daß dieser Sohn des trojanischen Königs Priamus, unter Hirten auf dem Berge Ida erzogen wurde, und einer der schönsten Jünglinge seiner Zeit, übrigens aber beim Ausbruch des trojanischen Krieges noch etwas zu jugendlich, bartlos könnte man sagen, war, und stets von den köstlichsten Salben triefte.

Die Damen am Hofe Maximilians finden daher den blühenden Kuhhirten zum entzücken, zum küssen, während die Ritter und Hofschranzen über den unhofmäßigen Schäferknecht ihre Glossen machen, und der Kämmerer dessen Benehmen schlechthin Flegelei nennt.

Beim Erscheinen Helena's ändert sich jedoch die Scene. Die Herren bringen der Schwanerzeugten,

*) Die Tryglyphe, Dreischlitz, ist der obere Theil der Säule und das Kennzeichen der dorischen Ordnung.

dem schönsten weiblichen Wesen des schönen Griechenlands, um deretwillen Priams Burg in Trümmer ging, ihre Huldigung dar, während jedoch die Damen an ihr mancherlei zu tadeln finden, und sogar recht boshafte Bemerkungen machen. Man sagt jedoch, dies sei bei solchen Veranlassungen ganz in der Regel. Helenens kleiner Kopf und ihre großen Füße finden besonders keine Gnade, obgleich dies ganz antik und der Klassicität gemäß ist. Aber was wußten die Schönen am Hofe Maximilians von antiken Formen! Göthe benutzte indeß diese Gelegenheit eine schlagende Ironie auf moderne Ansichten im Gebiete der Kunst und der menschlichen Zustände zu liefern.

Auf den Mephistopheles vermag Helenens Schönheit indeß keinen Eindruck zu bewirken; er spricht sich bestimmt genug hierüber aus:

> Das wär' sie denn! Vor dieser hätt' ich Ruh':
> Hübsch ist sie wohl, doch sagt sie mir nicht zu.

Aber Faust's poetisches Gemüth wird von dieser classischen Schönheit, oder vielmehr von den Gestaltungen seines eigenen Zaubers überwältigt:

> Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
> Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergossen?
> Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
> Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
> — — — — — — — —
> Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
> In Zauberspiegelung beglückte,

War nur ein Schaumbild solcher Schöne! —
Du bist's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Faust fällt förmlich aus der Rolle, und Unerhörtes begiebt sich. Für Helena in Gluth entbrannt vermag er den Anblick nicht zu ertragen, als Paris die Geliebte entführen will:

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
— — — — — — — —
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Er berührt den Paris mit dem Schlüssel, eine Explosion erfolgt, Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf. Mephistopheles nimmt den Faust auf die Schulter:

Da habt ihr's nun! mit Narren sich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

Finsterniß und Tumult schließt die Scene.

Der zweite Theil der Faust-Tragödie ist bedeutend umfangreicher, als der erste, und auch die scenischen Massen sind in diesem zweiten Theile so großartig, daß die Acte dadurch einen ungewöhnlichen Umfang erhalten haben. Indeß ist die Total-Uebersicht durch die dramatische Anordnung des Dichters

in hohem Grade erleichtert, besonders durch die große plastische Ruhe, welche überall herrscht, wie durch die effectvolle Charakteristik der Hauptpersonen.

Besonderes Interesse gewährt in psychologischer Hinsicht Faust's allmälige Umstimmung, die Motivirung der Grundidee im Charakter des Titanen *) und dessen endliche Hinneigung zu einer philantropischen Thätigkeit. Nicht minder anziehend ist der Kampf der Principien in unerträglicher Gemeinschaft mit dämonischen Gewalten und der endliche Sieg der aufstrebenden Geisteskraft und des höhern, reineren Thätigkeitstriebes über das Gaukelspiel der Hölle.

Daß die Ansichten über die Richtung, welche der Dichter bei der Entwickelung des Faustischen Charakters befolgte, so wie über den Ausgang der Doppel-Tragödie sehr verschiedenartig sind, und in der stets wachsenden Faust-Literatur sich noch lange nicht vereinigen werden, wird minder befremdend erscheinen, wenn man bedenkt und es gehörig zu würdigen weiß, was Bettine von Arnim nach Göthe's Dahingange tief und rührend sagt: „Ein solches Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen."

*) „Der Faust, wie er im fünften Act erscheint," sagte Göthe „soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Eckermann II., S. 349.

Wir finden im Faust indeß weder eine Philosophie welche den Menschen über das irdische Leben hinauszustellen beabsichtigte, noch eine spitzfindige Metaphysik, die alle Illusion der Poesie vernichten würde; Göthe hatte es mit keinem bloß problematischen Himmel der Speculation zu thun, sondern mit einem positiven, und selbst da, wo die religiösen Momente in deutlicher Beziehung hervortreten, zeigt sich der Dichter nie als Dogmatiker, sondern stets als der Bildner zarter, anmuthiger und poetischer Gestalten.

Zwar tauchen vielfach religiöse Anklänge aus den Wogen der prachtvollen Diction auf, und im zweiten Theile entwickelt sich in dieser Hinsicht die Grundidee entschiedener; allein das, was so mancher Recensent als eine specielle Ausgleichung kosmogonischer Begriffe, als eine positive und individuelle Ansicht, als ein religiöses Glaubensbekenntniß Göthe's benagte und bekrittelte, ist, vorurtheilsfrei betrachtet, nichts als eine Apologie der Liebe, der Freiheit und des Strebens ins Unbegrenzte, und der ächt-philosophische Geist stößt dabei auf folgende gewichtige Sätze: 1) Gott, der dem edelsten seiner Geschöpfe das Siegel seines Ebenbildes auf die Stirne drückte, wacht über denselben mit väterlicher Liebe, selbst über den Abtrünnigen und Bösewicht; 2) er, der seinem Geschöpfe die Freiheit gab, ehrt diese Gabe, selbst

dann auch, wenn sie gemißbraucht wird, und übt Gnade und Erbarmen; 3) Gott liebt den Menschen um seinetwillen, weil er ihn geschaffen hat und ihn mit Vernunft und Verstand, dem Probirstein des Guten und Bösen begabte, um frei zu walten und zu sterben, und selbst strauchelnd und fallend noch zu bethätigen, wessen Ursprungs er sei; 4) Gott allein kennt das verborgene Walten der Vorsehung im unermeßlichen Weltall, und hat sich das Recht vorbehalten, zu begnadigen, wo es seine Güte, seine Gerechtigkeit zuläßt oder erfordert. In diesen vier Punkten treten die Hauptmotive in der religiösen Vorstellung Göthe's deutlich hervor, obzwar sie in der poetischen Auffassung nur als symbolisch und als Ornament gelten dürfen.

Kehren wir jedoch vom Allgemeinen zum Speciellen zurück, zum „Pallaste des Menelaus zu Sparta," und jenen Zeitpunkt der mythischen Geschichte, wo die griechische Helena in die Heimath zurückgeführt wird.

Helena.

Mit dem Erscheinen der griechischen Helena beginnt der dritte Act des zweiten Theils der Faust-Tragödie, und in dramatischer, wie überhaupt in

poetischer Beziehung läßt sich nichts Bedeutsameres, nichts Gelungeneres denken, als diese mit geisterhaftem Wesen auftretende „classisch-romantische Phantasmagorie.“ Es würde uns hier zu weit führen, einen historischen Ueberblick über jenen Zeitpunkt der griechischen Mythologie zu liefern, auch scheint dies in anderer Hinsicht unnöthig, da sowohl Helena, als auch der um sie geführte „thränenvolle Streit“ höchst interessante Gegenstände sind, so daß sie in der gebildeten Lesewelt als hinreichend bekannt angenommen werden können.

Göthe versetzt uns in den Zeitpunkt der mythischen Geschichte, wo Menelaus, nach der Zerstörung Troja's, seine, ihm von Paris entführte Gemahlin, Helena, wieder in die Heimath zurückführt, um, für die endliche Heimkehr in die väterlichen Hallen, ein großes Opfer darzubringen. An „des Eurotas tiefem Buchtgestad“ hatte Helena von ihrem Gemahl beim Scheiden den Auftrag bekommen, „die Olympier zu verehren, zum heiligen Festgebrauch, im hochgethürmten Fürstenhaus“ alles zum Opferfeste zu ordnen; allein das Opfer selbst hatte er ihr nicht bezeichnet. Dieser Umstand scheint ihr zwar bedenklich; sie sorgt jedoch weiter nicht, sondern stellt alles den „hohen Göttern“ anheim, „die das vollenden, was in ihrem Sinn sie däucht.“

Umgeben von einem Chor gefangener trojanischer Jungfrauen tritt die wiederkehrende Königin vor dem Pallaste des Menelaus auf, mit aller Pracht und Schönheit der Sprache und des Versbaues der antiken Tragödie und beginnt im Sophokleïschen Versmaße. Alles erscheint hier im großartigen Style, und das Ahnungsvolle, Schwermüthige, das gleich beim Eingange, mittels der Zweifel und Betrachtungen der Königin, sich unser bemächtigt, ist von wundersamer Wirkung.

Zwar ahnungsvoll, aber mit hohem Muth, edler Gesinnung und selbstberuhigendem Gefühle zeigt sich uns die Königin, deren Schönheit zu gefahrvollen Abenteuern Anlaß gegeben hatte, und wir fragen staunend woher, nach allen jenen Verirrungen, nach allem Mißgeschick, das den leichtsinnigen Fehltritten folgte, — woher jetzt noch, wo der verhängnißvolle Schleier der Zukunft sich augenblicklich heben muß, woher diese Seelenstärke, dieses erhebende Selbstgefühl? — Wir dürfen hier nicht vergessen, daß wir uns auf dem Urboden des classischen Alterthums befinden, daß mit seinen Empfindungen, Begriffen und Urtheilen, mit seinen Gefühlen und Gesinnungen, kurz in seiner ganzen Erscheinung noch in dem kaum begonnenen Blüthenalter der Natur lebte, wo

„— der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —“.

Helena fühlte sich stark durch das Bewußtsein ihrer göttlichen Abkunft (von Tyndareus, eigentlich aber wohl von Zeus und der Leda) und glaubte, daß ihre Fehltritte das Verhängniß der höhern Mächte seien, denen der Sterbliche blindlings folgen müsse. Daher darf sie, hindeutend auf das Fatum, ausrufen:

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leise Schreckenshand berührt sie nicht;
Doch das Entsetzen, daß dem Schoß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entsteigend, vielgestaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerschlund
Herauf sich wälzt, erschüttert auch des Helden Brust.

Aber jetzt ändert sich die Scene. Phorkyas, des Hauses bejahrte, von Menelaus nach Helenens Flucht eingesetzte Schaffnerin erscheint mit titanenhafter Schauerlichkeit, und wehrt den Eingang bis Helena sich zu erkennen gegeben hat, und erklärt endlich der ahnungsvollen Königin unumwunden, daß sie, Helena selbst, das vom Menelaus auserlesene Opfer sei.

Phorkyas.

Alles ist bereit im Hause, Schale, Dreifuß, scharfes Beil,
Zum Besprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch' ein Jammer überfällt dich!

Phorkyas.

Königin, du bist gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und diese.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirst du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahnt, ich arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich scheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie stirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt
Wie im Vogelfang die Drosseln, zappelt ihr der Reihe nach.

Welch ein Contrast! Einerseits die schöne Herrscherin, umgeben von lieblichen Trojanerinnen, leicht und zierlich, kindlich und mädchenhaft naiv; andrerseits das Ungethüm der Hölle, das grausige Geschöpf der Schadenfreude, das megärenhafte Symbol der Heimtücke: Mephistopheles im classischen

Gewand der Gräe, der hier als finsterer Rachegeist, — als Phorkyas aufgetreten ist, und sich erst später in seiner wahren Gestalt zeigt. Welch ein Riesengeist, welch eine Kraft, welch ein Aufwand der Phantasie war hier von Seiten des Dichters erforderlich, diese mächtigen Bilder, diese gehaltreichen Scenen, diese herrlichen Situationen mit der ganzen Fülle der Poesie zu schaffen und in der klaren, plastischen Ruhe des Antiken darzustellen, die uns unwillkürlich an den Schöpfer der Iphigenia erinnert!

Helena ist gefaßt, mit Würde ihr Geschick zu tragen; ihre Dienerinnen zittern; Panthalis, die Chorführerin, allein faßt den Muth, Phorkyas um Rettung zu befragen. Da zeigt diese, in einem meisterhaften Vortrage, auf ein fremdes Geschlecht hin, das hinter Sparta, am Taygetos im Thalgebirge sich inzwischen „dringend aus cimmerischer Nacht,“ angesiedelt

> Und unersteiglich feste Burg sich aufgethürmt,
> Von da sie Land und Leute placken wie's behagt.

Der Gedankenflug des Dichters ist hier ungeheuer; denn wir fühlen uns, wie durch Zauberschlag über die Zeit der alten Welt hinweg in jene stürmisch bewegte Periode der Völkerwanderung versetzt, wo allein eine Besetzung des spartanischen Gebietes durch germanische Horden denkbar ist, und sind gezwungen

ohne Rückblick mit vollen Segeln in das Wunderland der Phantasie hinüberzuschiffen, das wir bis jetzt noch aus der Ferne beobachten konnten, um nicht der wahren Illusion, dem ächt poetischen Genusse zu entsagen.

Mit pathetischem Humor entwirft die gespenstische Schaffnerin ein anziehendes Bild jenes spartanischen Gothenhofes, und Helena entschließt sich zur Flucht.

In den Scenen, in welchen Göthe die griechische Helena uns vorführt, zeigt sich des Dichters Genius am herrlichsten. Es ist dies gleichsam der Glanzpunkt seiner gewaltig schaffenden Kraft, denn hier gerade finden wir das Wirkliche mit dem Idealen auf's glücklichste verschmolzen. Märchenhaft tritt der ganze Faust auf, und Willkühr bleibt überhaupt das vorwaltende Princip der Märchen; allein in diesem Punkte hat der Dichter die oft so ängstlich berechneten Schranken der Poesie mit freiwaltender Phantasie, ohne alle Rücksicht, in kühnem Fluge überschritten, und eine wahre prometheische Gluth seines Genius entwickelt.

Trefflich hat Phorkyas-Mephisto das schlau angelegte Gewebe ausgesponnen, wohl wissend, daß Helenen die Lockspeise munden würde, und triumphirt am Ende:

Du sprichst das letzte (Wort), sagst mit Ernst vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Zureden hilft; mehr aber noch der Hörnerschall der nahenden Schaaren des Menelaus. Ein Nebel verbreitet sich um die Gruppe, und Helena folgt der Alten zur entlegenen Gothenburg. Im innern, von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters umgebenen Burghofe, schwindet der Nebel. Faust erscheint in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters, mit „hoher Würde" und in „wundernswürdiger Gestalt." Eine reiche Dienerschaft empfängt Helena und führt sie ihm mit Anstand entgegen. Aber

Statt feierlichsten Grußes, wie sich's ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hart geschlossen solchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.

Lynceus, der Thurmwächter, hatte nämlich den Besuch nicht vorher angemeldet und Faust übergiebt ihn deshalb in Fesseln auf Gnade und Ungnade der Königin, die auf diesen Beweis ritterlicher Frauenachtung eingeht, und als Richterin den Lynceus ins Verhör nimmt, der ihr sogleich in trochäischen Reimen, dem schönen romantischen Sylbenmaße, die höchste Verehrung bezeigt.

Aug' und Brust ihr zugewendet
Sog ich an dem milden Glanz,
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beschworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena verzeiht, „den Gottbethörten treffe keine Schmach," Faust fühlt sich besiegt und Lynceus bringt Schätze aus der Völkerwanderung herbei, die er aber auf Faust's Befehl wieder entfernen muß, denn

Schon ist ihr alles eigen was die Burg
Im Schoß verbirgt. Besondres ihr zu bieten
Ist unnütz. — — —

Faust's Verbindung mit Helenen ist von diesem Augenblick an entschieden; er setzt sich an ihre Seite als „Mitregent ihres gränzunbewußten Reichs," und Helena beginnt gleichfalls in Reimen die Wechselrede über das sie umgebende Neue und Schöne fortzusetzen. In süße Wonne versunken, träumt die Tapferkeit neben der Schönheit ein seliges Glück, und auf sehr zweckmäßige Weise läßt der Dichter das gegenseitige Verhältniß der Liebenden durch einen Chor näher enthüllen. Ein Angriff des Menelaus stört zwar auf Augenblicke den süßen Wonnerausch, wird jedoch von Faust's tapferen Dienstmannen ritterlich abgeschlagen. Der Chor schläft ein, und Faust verliert sich mit Helenen in einen schattigen mit Lauben geschmückten Hain, von Allen unbelauscht.

Phorkyas verkündet jedoch mit geschäftiger Eile, was sich Unerhörtes zugetragen hat:

Saal an Sälen, Hof an Höfen, diese spürt ich sinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da springt ein Knabe von der Frauen Schoß
zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekose, das Getändel
Thöriger Liebe Neckereien, Scherzgeschrei und Lustgejauchze
Wechselnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, fauenartig ohne Thierheit
Springt er auf den festen Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten
Sprunge
Rührt er an das Hochgewölbe.
Aengstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.

Der wunderbare Knabe, Euphorion, ist geboren; ein kleiner Phöbus erscheint er in bunten, prächtigen Gewändern, die goldne Leier in der Hand und ein flammendes Licht auf dem Haupte, unter musikalischer Begleitung singend, ganz auf romantische Weise, und die kleine Tragödie in der Tragödie beginnt.

Nach Erzählung der Krotoniaten (**Paus. III, 19. 24.**) vermählte sich Helena dem Achilleus nach ihrem Tode, auf der Insel Leuke; Euphorion,

Beider Sohn, mit Flügeln geboren, wurde von Jupiter auf Melos mit dem Blitz erschlagen. Der Volkssage nach hieß dieser Knabe jedoch Justus Faust, und soll ein Succubus gewesen sein.

Dem Göthe'schen Euphorion liegt indeß eine großartige Idee zu Grunde, er ist von weit höherer Bedeutung, als das Märchenhafte der Fabel vermuthen läßt, und der Gegenstand erfordert daher eine eigne Abhandlung, welche wir zu einer andern Zeit, und als ein für sich bestehendes Ganzes, unsern Lesern mitzutheilen gedenken.

Don Manuel,
der Einsiedler vom Montserrat.

Um den Montserrat zu besteigen waren wir bereits am Fuße desselben im Dorfe Colbaton angekommen. Der Weg fing an wilder zu werden und zog sich in einer Schneckenlinie neben schauderhaften Abgründen hinauf. Nach drittehalbstündigem Steigen erreichten wir endlich das Kloster de Nuestra Sennora, das auf einer Seite des Berges ohngefähr in der Mitte desselben liegt. Wir hatten Empfehlungen an den Prior und wurden mit der äußersten Höflichkeit empfangen. Indessen eilten wir, die Hermitas zu erklettern, die auf den kegelförmigen Absätzen des Berges zerstreut sind.

Der Weg war in den Felsen gehauen und ging beinahe senkrecht hinan. Er bestand aus lauter Stufen, die immer schmäler wurden. Indessen erstiegen wir ihn glücklich, und kamen zu den drei niedrigsten Einsiedeleien, die mit kleinen Kapellen und Gärten umgeben waren. Jetzt wurde der Pfad ein wenig ebener und war auf beiden Seiten mit duftenden Gebüschen von Myrthen und Rosmarin besetzt. Eine Menge Singvögel flatterten uns friedlich entgegen, und die hohen Spitzen ragten majestätisch in die Wolken hinauf.

So erreichten wir endlich die hohe Hermita von San Antonio, die in einer Spalte des Gipfels liegt und gleichsam in der Luft zu hängen scheint. Wir hatten eine Leiter von sechzig Stufen heransteigen und über eine kleine Brücke gehen müssen, durch welche zwei Felsen verbunden sind. Es ist unmöglich sich einen fürchterlichern Abgrund zu denken. Die Aussicht war unermeßlich; Land und Meer schwamm in eins zusammen. Die Einsiedelei war von Cypressen beschattet, und in dem kleinen Garten standen einige Feigenbäume. Alles war still um uns. Nur aus dem Kloster tönte der Gesang der Mönche zu uns herauf.

Es stand ein Kreuz vor der Zelle, der Einsiedler war vor Kurzem gestorben. Er hatte wunderbare Schicksale gehabt, und über vierzig Jahre hier zugebracht. Mit Wehmuth betrachteten wir die Stelle, wo ein Menschenalter in Kummer verflossen war. Aber die Sonne sank tiefer und wir mußten unsern Rückweg antreten. Schon waren die hohen Spitzen des Berges in dunkeln Nebel gehüllt, als wir in dem Kloster ankamen. Hier erfuhren wir beim Abendessen, daß der Prior von jenem Einsiedler eine Handschrift besaß und erhielten solche zur Durchsicht. Sie war folgenden Inhalts:

Ich war mit meinem Regimente nach Valencia zurückgekommen, und beschloß, mich nunmehr zu verheirathen. Meine Wahl fiel auf Donna Josepha

del Pozo, und meine Bewerbungen schienen anfangs glücklich zu sein. Allein Josepha war zu leichtsinnig um meine Zärtlichkeit zu belohnen. Bald darauf gab sie einem meiner Kameraden den Vorzug, und überließ mich allen Qualen der schrecklichsten Eifersucht.

Schon war ihre Verlobung festgesetzt und sie wollten den Abend in einem Landhause zubringen, das am Ufer des Meeres lag. Ich hatte es erfahren und beschloß es zu verhindern. Wüthend eilte ich nach dem Garten, und fand sie traulich in einer Laube beisammen. Alle meine Muskeln bebten; ich hatte die Sprache verloren und war außer mir.

Aber bald ermannte ich mich wieder, und trat zornig vor sie hin. — Ha, Verrätherin! — rief ich — Vollende dein Werk! Meine Stimme war schrecklich. Josepha zitterte und wendete sich ab. Nichtswürdiger! — fuhr ich fort — Glaubst du mir Josephen ungestraft zu rauben? — Er antwortete mir mit einem höhnischen Lächeln, und bat mich ruhig zu sein.

Meine Wuth stieg auf's höchste, ich kannte mich selbst nicht mehr. — Vertheidige dich, Verräther! — rief ich schäumend, und stürzte mit gezogenem Degen auf ihn zu. Der Aufruhr ward allgemein, alle ihre Verwandten eilten herzu. In einem Augenblick sah ich mich umringt und alle Degen gegen mich gekehrt. Schon dachte ich zu unterliegen,

als sich plötzlich ein Angstgeschrei — „**Los Moros! Los Moros!**“ — erhob.

Sie kamen von allen Seiten herzu, und Josepha sank vor Schrecken in Ohnmacht. Alle meine Gegner ergriffen die Flucht, ich allein blieb und beschloß für Josephen zu sterben. Drei der Korsaren streckte ich zu Boden — aber endlich konnte ich der Menge nicht wiederstehen. Sie schleppten mich und Josephen mit sich fort, und brachten uns am Bord der Schebecke, die am Ufer lag.

Es war Nacht, wir gingen sogleich unter Segel. Josepha schwamm in Thränen und schrie vergebens um Hülfe. Ich ward der Wuth der Barbaren preisgegeben, die den Tod ihrer Kameraden an mir zu rächen beschlossen. Schon war die Segelstange niedergelassen, an der sie mich aufzuknüpfen gedachten, als Josepha sich dem Kapitain zu Füßen warf.

„Es ist mein Bruder!“ — sagte sie weinend. — „Schone seiner, meine Ranzion soll verdoppelt werden!“ War es es Reue oder Mitleid? — Ihre Bitte wurde bewilligt, und ich sah sie mit Erstaunen an.

Der Wind war stärker geworden, er verwandelte sich bald in einen Sturm. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt und das Meer ging entsetzlich hoch. Wir lavirten so gut wir konnten; während die Wellen unaufhörlich über den Bord zusammenschlugen.

So vergingen zwei schreckliche Stunden; auf einmal bekam das Schiff einen heftigen Stoß. Die Korsaren erhoben ein furchtbares Geschrei, und in dem Augenblick drang das Wasser in dem Raum. Wir waren auf eine Klippe gestoßen, unser Tod schien unvermeidlich zu sein.

Die Verwirrung war entsetzlich, alles schrie und tobte durch einander. Eine große Welle riß mich von Josephen weg und schleuderte mich nach dem Backbord hin. Hier gelang es mir, mich an ein Seil anzuklammern, aber Josepha war verschwunden.

Einige Minuten darauf ward das Boot ausgesetzt, und ich sprang mit zehn andern hinein. Die Wellen schlugen unaufhörlich über uns zusammen; doch trieben uns Wind und Strömung nach dem Lande zu. So schwebten wir zwischen Tod und Leben, bis endlich der Sturm ein wenig nachzulassen schien. Die Luft ward dünner und der Tag brach an. Wir befanden uns nahe an der Küste und konnten das Kastell von Tunis deutlich erkennen.

Die Sonne ging endlich auf und wir liefen in den Hafen ein. Ich war betäubt, die Zukunft lag wie eine Last auf meiner Brust. Man führte mich in das Bagno, wo ich meinem Schmerze überlassen blieb. Nichts von meiner Lage; jede Schilderung würde unvollkommen sein. Ich ward in der Hoff-

nung einer baldigen Ranzion sehr leidlich gehalten; aber mehr als einmal war ich der Verzweiflung nahe.

So waren beinahe zwei Monate vergangen, als ich mit einer Sclavin aus dem Pallaste des Bey's bekannt wurde. Sie war aus Murcia, und hatte seit zwanzig Jahren in seinem Harem gedient. Ich hatte sie bei einem französischen Slaven getroffen, der einen kleinen Parfümerieladen hielt. Zwei Worte waren hinreichend gewesen, ihr meine Geschichte zu erzählen und sie versprach mir nützlich zu sein. Einige Tage darauf kam ein Janitschar, mich zu dem Bey zu holen. Ich erschrack, aber er sprach mir Muth ein. „Du sollst deine Schwester sehen!“ sagte er. „Der große Bey ist den Aerzten gewogen.“

Voll sonderbarer Ahnungen trat ich in den Hof des Pallastes. Sclaven liefen hin und her, endlich führte mich ein schwarzer Verschnittener die Treppe hinauf. Die Thür öffnete sich und die Christensclavin winkte mir. Wir kamen in eine lange Gallerie, die mit prächtigen Teppichen belegt war. Alles war still um uns. Nachdem wir wieder einige Stufen herunter gestiegen waren, standen wir vor einer großen Thür, die mit drei Schlüsseln geöffnet wurde. Mein Athem stockte, ich war im Vorsaal des Harems.

Der Verschnittene klatschte in die Hände und beim Drittenmale flog ein Vorhang auf. Ein ver-

schleiertes Frauenzimmer — Gott! ich erkannte sie — es war Josepha!

„Kann mir Don Manual vergeben?" sagte sie weinend. „Ach du bist gerührt!" setzte sie langsam hinzu. Ich war so gerührt, daß ich nicht antworten konnte.

„Uebe deine Kunst!" sagte der Verschnittene. „Was zögerst du? — Meine Gebieterin will zur Ader lassen!"

„Vorwand" — flüsterte Josepha und winkte mir.

Ich faßte ihre Hand, als ob ich es des Pulses wegen thäte; sie drückte die meinige und seufzte.

„Geduld!" sagte ich zu dem Verschnittenen — „ich kenne die Krankheit meiner Schwester, sie braucht nichts als Ruhe!"

Josepha machte eine Bewegung mit dem Schleier, und zeigte mir ihr großes Auge, das in Thränen schwamm.

Der Vorhang fiel, ich ward zurückgeführt, die Christensclavin begleitete mich. Zwei Worte waren hinreichend mir das Räthsel zu lösen; die Hoffnung kehrte wieder in mein Herz zurück.

Josepha war auf dem Schiffe geblieben, und den folgenden Tag von einem andern Korsar gerettet worden. Man hatte sie in den Harem des Bey's gebracht, wo die Sclavin ihre Geschichte erfuhr. Die Aehnlichkeit der Namen machte sie aufmerksam; sie forschte mich aus, und erzählte Josephen alles. Sie

